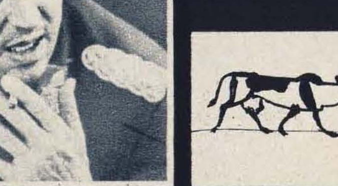
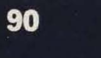


3

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1973



14



10



90



24



PANAMA
hat den Kanal voll

32



66

INHALT

4 Grenzkontrolle auf See
10 Zwei Soldaten
14 28 Fragen an den General
20 Postsack
24 AR stellt vor: Stanisław Syndoman
30 Anekdoten
32 Panama hat den Kanal voll
36 Die aktuelle Umfrage
40 Militärtechnische Umschau
42 „. . . so schnallte ich mir auch ein Schlachtschwert um . . .“
48 Ich liebe dich
52 Der Trick von Scotland Yard
58 AR Information – Offiziersberufe Landstreitkräfte
64 Typenblätter
66 Weltniveau im Visier
72 Du, Libellenvater
76 Panzer und Gitarren
80 AR international
82 Sturz aus den Wolken
88 Technik-Porträt: Schützenpanzer 60 PA
90 Die Rose von Haiphong



30

48

Kürzlich sagte unser Zugführer, daß es bei uns keine Widersprüche gäbe. Ich sehe aber einige!

Soldat Wolfhard Kuhn

In der Jugendfernsehsendung „Rund" wurden dufte Typen gesucht. Wer aber ist ein dufter Kamerad?

Matrose Horst Pohlenz



Das Wort fiel in der FDJ-Versammlung. Ein stolzer Unterton schwang mit, als Ihr Oberfeldwebel davon sprach. Gewiß: Ihr Kollektiv hat eine ganze Menge geschafft. Bester Zug im Bataillon, das ist schon was. Jetzt sind Sie zu Ehren des Festivals auf Kampfkurs X gegangen und orientieren sich an den Maßstäben, die unsere sowjetischen Waffenbrüder setzen. Einige sehen aber darin noch nicht die Elle, die wir anzulegen haben. Zeigt sich da nicht schon ein Widerspruch, den es zu lösen gilt?

Oder: Da war in besagter Versammlung die Rede von der Verantwortung der FDJ. In der Praxis Ihres Zuges aber kommt die FDJ-Gruppe noch nicht so zum Zuge wie es sein sollte. Kein Widerspruch?

Ja, es gibt Widersprüche. Überall und auch in Ihrem Kollektiv.

Ist das schlecht?

Nun gibt es ja Leute, die jeden Gegensatz grundsätzlich negativ bewerten und darin etwas sehen, was dem Sozialismus noch an Unvollkommenem anhaftet. Doch ein Leben frei von Widersprüchen wäre kein Leben mehr. Ich erinnere an Lenin: Die „Bedingung der Erkenntnis aller Vorgänge in der Welt ist die Erkenntnis derselben als Einheit von Gegensätzen. Entwicklung ist ‚Kampf' der Gegensätze."

Also gilt es, die Widersprüche zu erkennen und aufzudecken, sie bewußt zu überwinden, nicht aber, sie mit schönen Worten zuzudecken. Vorwärts geht es nur im Kampf – im Kampf gegen das Alte, Überlebte, das Nicht-mehr-Zeitgemäße, das sich an überholten Maßstäben Orientierende. Und ist ein Widerspruch aufgehoben, so entsteht zwangsläufig ein neuer. Nicht etwa, weil wir unbedingt etwas falsch gemacht oder vergessen hätten, sondern weil das Leben immer weiter geht, neue Fragen und Probleme auf die Tagesordnung setzt. Ihnen müssen wir uns stellen, jeden Tag aufs neue. Und zwar indem wir auf marxistisch-leninistische Weise an die Dinge herangehen, weil allein die wissenschaftliche Weltanschauung der Arbeiterklasse gültige Antworten auf die Fragen unserer Zeit zu geben vermag.

Auch auf Ihre Fragen.

Es ist gut, daß Sie die Widersprüche in Ihrem Kollektiv sehen. Die mangelnde Einsicht einiger Genossen in die höheren Ansprüche an Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft hindern das Kollektiv, zügig voranzuschreiten. Also muß man sich damit auseinandersetzen – offen, ungeschminkt, kritisch, streitbar. Ausgehend davon, daß jede militärische zunächst eine ideologische Anforderung ist. Ich meine, daß da auch die FDJ-Gruppe eine echte Aufgabe hat und ihre Verantwortung wahrnehmen kann.

Kurzum: Bemühen Sie sich also, die Widersprüche zu erkennen, sie aufzudecken und sie aufgrund der Leninschen Erkenntnis zu überwinden. Denn allein das bringt uns voran.

☆

Eine dufte Frage.

Sie haben mich damit auf eine Idee gebracht, Genosse Pohlenz. Darauf nämlich, Ihre Frage an alle Leser des Soldatenmagazins weiterzugeben.

Was ich hiermit tue.

Also, alle mal herhören: Wo sind die duften Kameraden? Wer sind sie? Warum sind sie dufte Kameraden?

Schreibt uns, Leute!

Nennt Name und Adresse desjenigen, den Ihr als duften Kameraden kennengelernt habt. Und schreibt dazu, was Ihr an ihm schätzt, was Euch an ihm gefällt, was ihn charakterisiert, welche Eigenschaften er hat, wie er aussieht – der, den Ihr einen duften Kameraden nennt!

Sprechen wir drüber, tauschen wir unsere Gedanken aus. Hier im Soldatenmagazin. Ich erwarte Ihre Briefe und freue mich mit Ihnen auf diese Diskussion.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Ein Grenzboot läuft durch die enge Einfahrt in das kleine Hafenbecken ein. Langsam schwimmt es an die Pier. Die Leinen werden herübergeworfen und an starken Eisenpfählen, Poller genannt, befestigt. Stabsobermeister Ulrich Rochow, der Kommandant, geht von Bord. An Land telefoniert er mit dem Kommandeur des Stützpunktes. G-601 habe soeben angelegt, meldet er. Der Kommandeur befiehlt ihn zu sich.

Kisten und Säcke stehen auf der Pier. Brot, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln – Verpflegung für die Besatzungen einiger Boote, die seit Tagen draußen vor der Insel Rügen auf ihren Kontrollpositionen liegen. G-601 soll die Versorgungsfahrt machen. Gestern erst waren die Genossen selbst von einem neuntägigen Kontrolleinsatz auf See zurückgekehrt. Morgen früh werden sie also wieder auslaufen. Wir zwei AR-Reporter werden dann als „Seefahrer auf Zeit" mit dabeisein.

Obermatrose Peter Lembcke, der Smutje des Bootes prüft die



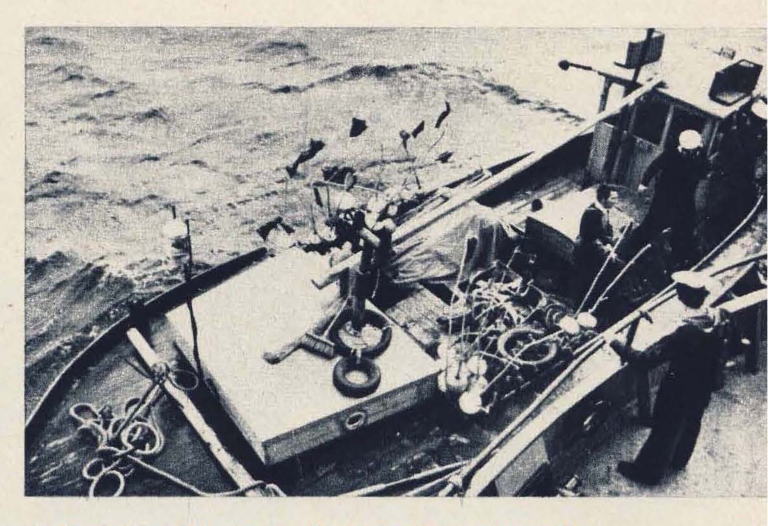
Stabsobermeister Ulrich Rochow: „Man muß bei jedem Wetter das richtige Gefühl für das Boot haben."

Grenzkontrolle auf See

Produkte nach den Lieferpapieren auf ihre Vollständigkeit. Dann mobilisiert er alle Leute der kleinen Besatzung, die irgendwie abkömmlich sind. Bootsmann und Funker Obermatrose Nitsch, Steuermann Maat Derlath, der leitende Maschinist (LM) Maat Beger – sie alle packen mit an und hieven die Kisten mit den Lebensmitteln an Bord. Nur Obermatrose Klein, der Maschinengast, bleibt noch unter Deck, weil er die letzten Betriebsstunden ins Maschinentagebuch eintragen muß.

Noch vor Sonnenaufgang ertönt an Bord ein schrilles Klingelsignal. Es ruft die Besatzung auf





Ein Fischerboot hat angelegt. Die Kontrollgruppe steigt über und überprüft Personal- und Schiffsdokumente. – Unten: Die Brückenbesatzung von G-601 während der Fahrt, v. l. n. r.: Stabsobermeister Rochow, Kommandant, Maat Dietmar Beger, leitender Maschinist, Obermatrose Peter Lembcke, Smutje und Rudergänger. Jeder ist an der Führung des Bootes beteiligt.

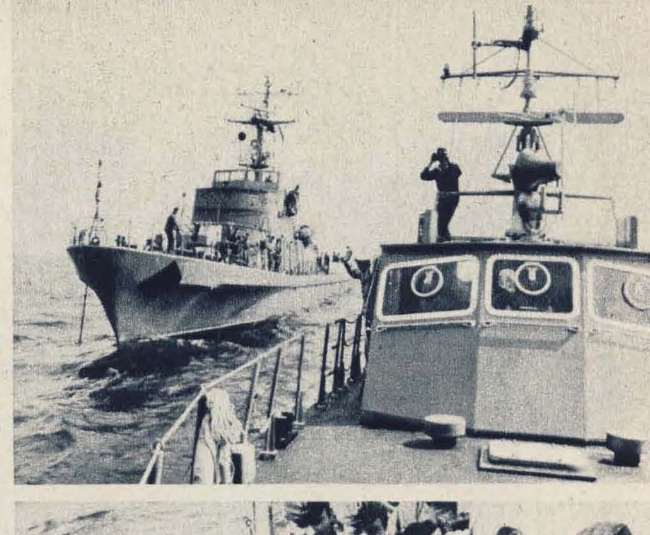


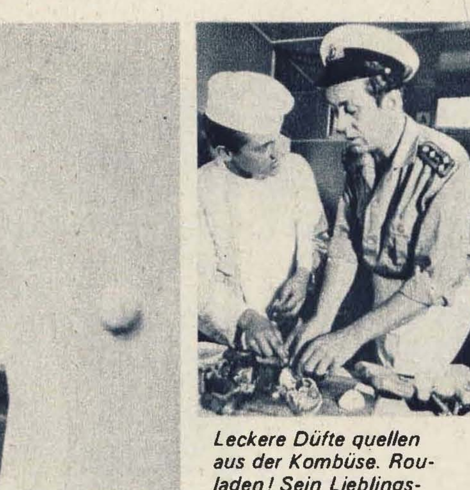
Maat Hans-Jochen Derlath, der Bootsmannsmaat, führt auf der Seekarte ständig den Kurs des Bootes mit. – Darunter: Die Verpflegung ist da; der Smutje des Grenzkutters kann seine Bestände frisch auffüllen.



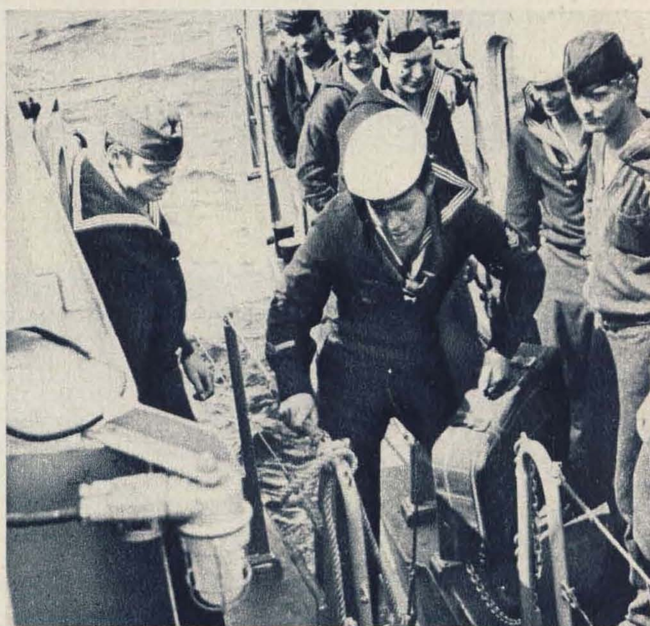
ihre Gefechtsstationen. Seeklarmachen!
Wenig später legt das Boot ab. Staabsobermeister Rochow steht selbst am Ruder und manövriert seinen „Gustav" aus dem Hafen. Die Fahrstraßen in den küstennahen Gewässern sind eng und flach und daher tückisch. Keiner nähme dem Kommandanten die Verantwortung ab, würde er einen anderen ans Ruder lassen, der dann vielleicht eine Havarie verursacht. Auf dem offenen Meer, ja, da läßt Ulrich Rochow auch den Maat Beger das Boot eine längere Strecke fahren oder den Smutje; im Rollenbuch – das ist ein Dokument, in dem die Tätigkeit jedes Genossen bei den verschiedenen Handlungen der Besatzung vermerkt sind – ist Rudergänger als ihre zweite Funktion vermerkt. Und die Genossen freuen sich, selbst mal ihr Boot durch die Wellen steuern zu dürfen.
Der Küstensaum hinter dem Boot wird schmaler, er verschwindet langsam im Morgendunst, der über dem Meer liegt. Auf der Brücke des Kommandanten herrscht indessen die gleichmäßige Betriebsamkeit, die auf längeren Fahrstrecken charakteristisch ist. Maat Beger steht am Ruder. Obermatrose Lembcke mit seiner hohen Kochmütze hält das Fernglas in der Hand und beobachtet den See- und Luftraum. Maat Derlath beugt sich über die auf einem kleinen Arbeitstisch ausgebreitete Seekarte und trägt den Kurs ein, wobei er sorgfältig die genaue Uhrzeit jeder Kurskorrektur registriert. Der Kommandant macht indessen eine Zigarettenpause. Ohne viele Worte geht das alles. Jeder kennt seine Aufgaben und führt sie so sorgfältig wie möglich aus. Rochow stellt zwischendurch nur Fragen, um sich über die Maschinendrehzahl und den







Leckere Düfte quellen aus der Kombüse. Rouladen! Sein Lieblingsgericht bereitet der Kommandant am liebsten selbst zu. – Oben: Auf seiner Fahrt begegnet das Grenzboot einem Minensuch- und -räumschiff der Volksmarine, das vor Anker liegt. – Rechts: Obermaat Jürgen Pagels, dessen Boot auf Kontrollposition liegt, beginnt seinen Erholungsurlaub: G-601 nimmt ihn mit an Land.



anliegenden Kurs zu informieren. Es ist ein nahezu reibungsloses Zusammenspiel, zu dem alle Angehörigen der Besatzung beitragen. Kaum ein böses Wort fällt, höchstens im scherzhaften Ton, wie er unter Zwanzigjährigen üblich ist.

Wo liegen die Ursachen für diese Harmonie? Im Gespräch mit dem Kommandanten und den Genossen der Besatzung versuche ich, sie zu ergründen.

Die Genossen waren vorgestern erst von einem neuntägigen Einsatz zurückgekehrt. Neun Tage auf See, das sind für sie nicht bloß neun Tage fernab vom Festland. Das sind gemeinschaftliches Handeln auf engstem Raum, gegenseitiges Unterstützen, Einsatzbereitschaft in jeder Minute. Das ist vor allem verantwortungsvolle Arbeit zur Sicherung der Staatsgrenze unserer Republik.

Das Grenzboot ist gewissermaßen eine schwimmende Grenzübergangsstelle. Es ist deshalb als Kontrollpunkt gekennzeichnet, am Tage mit einem Flaggenzeichen, nachts durch ein Leuchtsignal. Es ankert an einer navigatorisch genau festgelegten Position. Alle die Grenze überschreitenden Schiffe und Boote müssen diesen Punkt anlaufen. Dabei ist die Besatzung berechtigt, jedes Schiff anzuhalten, die Schiffs- und Ladungspapiere zu prüfen, Besatzungen und Passagiere zu kontrollieren sowie Ladungen und Schiffsräume zu durchsuchen. So besagt es die Grenzordnung der DDR.

Die Kontrolltätigkeit erstreckt sich für die Besatzung des Grenzbootes über den ganzen Tag. Sie konzentriert sich jedoch hauptsächlich auf die Früh- und Abendstunden, wenn die meisten Schiffe, Fischerei- und Sportboote aus- oder einlaufen. Dieser Aufgabe ist das Leben auf dem Boot untergeordnet. Das heißt, daß die Besatzung





Obermatrose Bodo Nitsch, Funker und Bootsmann. Die Besatzung nennt ihn „Kunstmaler", weil er auch mit Pinsel und Palette umgehen kann. – Daneben: Der Smutje braucht ständig tüchtige Helfer. – Unten: Überkommende Brecher haben auf dem Vorschiff einen Stab der Reling losgerissen . . .

mitunter einen unregelmäßigen Tagesablauf hat, daß die Genossen zu unterschiedlichen Zeiten essen, schlafen oder sich entspannen können. Berücksichtigt man dazu noch, daß das alles bei wechselhaftem Wetter und Seegang geschieht, so kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie die Genossen die neun oder auch mehr Tage auf dem Meer zubringen. Natürlich haben sie zwischendurch auch Zeit und Möglichkeit, einen Brief nach Hause zu schreiben, ihre Wäsche zu waschen oder sich zu einem Bad ins Meer zu stürzen. All das darf jedoch nicht die Sicherheit im Grenzabschnitt und die reibungslose Kontrolltätigkeit beeinträchtigen.
„Es ist manchmal hart, was von den Matrosen verlangt wird", sagt der Kommandant. „Vor allem dann, wenn sie über Funk erfahren, daß sie erst drei oder vier Tage später abgelöst werden. Da schimpfen die Matrosen zuerst. Verständlich. Doch dann sehen sie die Notwendigkeit ein. Diese Einsicht kommt und wächst mit der Liebe zur See, die mehr oder weniger jeder von uns besitzt. Und jeder ist doch wenigstens ein bißchen stolz darauf, sich bei harten Bedingungen bewähren zu können."
Die Besatzung steht während ihrer Einsätze auf See noch verschiedenen anderen Problemen gegenüber. Wenn zum Beispiel Touristen aus dem sozialistischen Ausland anreisen, klappt es nicht immer mit der sprachlichen Verständigung. Von Jahr zu Jahr kommen mehr polnische und tschechoslowakische Seesportler an die Ostsee. Oft kann man sich mit russisch verständigen, das der Kommandant spricht. Wo das nicht ausreicht, müssen die Hände nachhelfen. Darum hat sich Genosse Rochow vorgenommen, sich auch mit den beiden anderen Sprachen vertraut zu machen.
Der Kommandant hat aber noch größere Sorgen:
„Manche Sportgemeinschaften lassen ihre Segler zur Ostsee reisen, obwohl sie – vom Müggelsee kommend oder aus Dresden – nicht über die notwendigen seemännischen Kenntnisse und Fähigkeiten für das Segeln auf dem Meer verfügen. Manche sind nur unzureichend in die Grenzordnung eingewiesen oder besitzen nicht die erforderlichen Dokumente zum Überschreiten der Grenze. Da gibts manchmal Spektakel, weil diese Leute partout nicht einsehen wollen, wie notwendig das alles ist, vor allem für ihre eigene Sicherheit auf dem Meer. Mit dem Besitz eines Segelbootes allein ist man doch längst noch nicht seetüchtig, wie es sich einige einbilden."
„Mit den Fischern habe ich keinen Kummer", führt der Stabsobermeister weiter aus. „Für diese ist es auch manchmal schwierig, besonders bei stärkerem Seegang, mit ihren kleinen Booten den Kontrollpunkt anzulaufen. Doch sie kommen ihrer Pflicht diszipliniert nach, bei den Kontrollen gibt es kaum Beanstandungen. Einmal brachte mir ein Fischer aus Greifswald, der in meiner Nachbarschaft wohnt, sogar einen Kuchen und Grüße von meiner Frau mit."
Genosse Rochow scheint in Gedanken noch heute den Kuchen zu schmecken, so sehr hat ihn das beeindruckt.
Ulrich Rochow ist Grenzer und Seemann mit Leib und Seele. Das spüre ich aus jedem seiner Worte, und das bestätigen mir auch die Genossen seiner Besatzung. Über fünfzehn Jahre lang fährt er bereits zur See. Zuerst als Matrose, dann als Maat und seit 1963 als Kommandant. Er führt jetzt bereits den dritten Typ eines Grenzbootes. Jedesmal mußte er dazulernen, sich auf den neuen Typ umstellen. Das meisterte er mit Energie und Ausdauer. In all diesen langen Jahren seines Grenzdienstes hat der jetzt 36jährige sich umfangreiche Kenntnisse und Erfahrungen angeeignet. Die gibt er an die jungen Matrosen weiter, die neu in seine Besatzung kommen. Und auch den jüngeren Kommandanten seiner Einheit hilft er mit Rat und Tat.
Der Erfahrungsschatz, die Einsatzfreude und die große Menschenkenntnis des Parteimitgliedes Ulrich Rochow – das sind nach dem Urteil seiner Besatzung auch die tieferen Ursachen für die Erfolge des mehrfach ausgezeichneten Kollektivs und für das gute Zusammenwirken an Bord.
„Kutter voraus in Sicht!", meldet Obermatrose Lembcke dem Kommandanten. Die erste Station der Versorgungsfahrt. Rochow läßt den Smutje durch den Obermatrosen Nitsch ablösen, damit Lembcke die Übergabe der Verpflegung vorbereiten kann. Aus seiner Kammer holt Rochow Post und Zeitungen, die ihm der Kommandeur für den Grenzkutter mitgegeben hatte. Dann stellt er sich wieder an das Ruder, um das Anlegemanöver selbst zu fahren.
G-601 muß noch etwas warten mit dem Anlegen. Am Kontrollpunkt liegen noch ein paar Fischkutter, die gerade überprüft werden. Und die Kontrolltätigkeit geht nun einmal vor.

Oberstleutnant Rolf Dressel



Illustration: Wolfgang Würfel



An ein und demselben Tage sind an verschiedenen Orten des Erdballs zwei junge Männer ums Leben gekommen: ein Amerikaner und ein Russe. Der Amerikaner fiel in Vietnam, der Russe fand den Tod in Algerien. Wofür haben diese Soldaten ihr Leben hingegeben?

„Wofür?" fragt die amerikanische Mutter Frau Kahn. Zeitungen veröffentlichten ihren Verzweiflungsschrei: „Mein Herz wird zerrissen von der Liebe zu meinem Land und der Liebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit... Im fernen Vietnam töten unsere jungen Männer Vietnamesen, und Vietnamesen töten unsere jungen Männer."

Die Mutter des jungen Russen lebt in einem Dorf unweit von Schepetowka. Die Tränen aller Mütter sind die gleichen, aber die Antworten auf die Frage „Wofür?" sind verschieden.

Ich hatte einmal eine Zusammenkunft mit dem Algerier Boujema Ouabadi. Wir saßen im zweiten Stockwerk eines Moskauer Hauses und unterhielten uns über Algerien und über Schepetowka. Damals sagte Boujema: „Natürlich wissen Sie, wie unser Krieg war. Wir hatten uns entschlossen zu siegen oder zu sterben. Die französischen Kolonialisten hatten einen furchtbaren Sperrstreifen angelegt. Er erstreckte sich tausendzweihundert Kilometer längs der Grenze mit Marokko und sechshundert Kilometer entlang der Grenze mit Tunesien. Eiserne Pfosten, Stacheldraht, Minen, Starkstrom, Artillerie, MG-Nester und wieder Minen. Die Franzosen hatten gedacht, daß so kein Algerier ins Ausland entkommen und keiner bewaffnet ins Land zurückkehren würde, denn es ging ihnen darum, alle Patrioten einzufangen und zu vernichten. Und dennoch haben wir in den Nächten diesen furchtbaren Streifen durchquert. Wir sind auf Minen geraten und trotzdem durchgekommen. Wir haben gesiegt, weil wir vor dem Tod keine Angst hatten. Jetzt schießen wir schon lange nicht mehr. Wir bauen Weizen an und züchten Apfelsinen. Doch der Streifen an der Grenze, die Eisenpfosten, der Stacheldraht und die Minen, zwölf Millionen Minen, waren zurückgeblieben. Unsere Bevölkerung zählt zwölf Millionen, so daß auf jeden Algerier eine Mine kommt."

Später lernte ich einen unserer Offiziere kennen, der gerade aus Algerien nach Moskau geflogen kam. Er heißt Lew Kasmin. Wir plauderten bei einer Tasse Kaffee im Flughafen Scheremetjewo. Noch vor zwei Tagen hatte er Minen detonieren gehört.

„Ich kenne diesen von Steppengras überwucherten Streifen ganz genau", sagte er. „Ja, dort lagen zwölf Millionen Minen. Ich habe einen kleinen Jungen aus der Stadt La Calle, Omar, gesehen... den Familiennamen habe ich vergessen. Der Kleine hat keine Hände mehr. Ich sah Menschen mit Krücken, sah Gräber. Über fünf Jahre lagen die Minen in der Erde, aber es sind zuverlässige Minen. Sie werden noch zwanzig Jahre tadellos funktionieren. Ein Wanderer kann sich verlaufen, eine alte Frau ihre Kuh suchen, ein Junge im Steppengras herumstöbern – kleine Jungen sind immer neugierig... Man hat nachgerechnet, daß 20000 Menschen getötet bzw. verwundet wurden. Viel guter Boden ist verunkrautet. Spezialisten aus dem Westen erklärten, das Entminen sei eine sehr mühevolle und sehr gefährliche Arbeit. Kosten würde es – sie nannten Riesensummen.

Im Jahre 1962 wandte sich Algerien um Hilfe nach Moskau. Unverzüglich entsandte die Sowjetunion Spezialisten. Ich bin damals in dieser Gruppe gewesen. Wir haben uns das Ganze angesehen und begriffen, daß es eine schwere und gefährliche Arbeit sein wird. Ich habe sie leiten müssen.

Es war eine Arbeit als wäre Krieg. Tagtäglich fuhren unsere Pioniere mit Kraftwagen aus La Calle, und tagtäglich konnten welche von ihnen nicht zurückkehren. Ohne Technik an den Streifen heranzugehen, war unmöglich. Panzer, Walzen und Schlepper wurden eingesetzt. Erst dann folgte der Soldat mit dem Minensuchgerät. Die Minen sind verschieden. Es gibt große und kleine, solche, die unter oder über der Erdoberfläche detonieren. Der Panzer fährt die eisernen Hindernisse nieder, und unter ihm detonieren die Minen. Er erzittert, Ruß bedeckt ihn, man sieht Spuren von Splittern, doch er fährt weiter. Er macht erst halt, wenn eine Mine eine Kette zerreißt. Die Männer im Panzer haben das Gefühl, als würden pausenlos kleine Granaten an das Gefährt prallen. Man kann davon taub werden. Am schlimmsten aber ist die Hitze – 50 Grad in der Sonne, im Panzer gegen 60.

Schwerlich wird sich jemand vorstellen können, was das heißt, 60 Grad Hitze in einem Panzer! Wir arbeiteten 40 Minuten, dann wurde eine Pause gemacht, und dann ging es wieder Meter für Meter über die Minen. Dem Panzer folgen Straßenwalzen. Wieder ertönen Detonationen, und dann geht der Mensch vorsichtig mit dem Minensuchgerät über das Feld, genau wie der Soldat im Kriege. Genau wie im Krieg darf er kein einziges Mal irren. Es gibt Stellen, wo der Sperrstreifen durch Sumpfgelände oder über Felsen führt. Dort kommt kein Panzer durch. Dann hat der Mensch den Zweikampf mit den Minen allein auszutragen. Nach Algerien wurden die Erfahrensten und die Mutigsten geschickt. Schon viele Kilometer weit wächst auf dem Gelände, das wir entmint haben, Weizen, weiden Schafe und können kleine Jungen umherstreifen, wie es ihnen gefällt. Wir sind vorsichtig gewesen, aber dennoch lag der Tod stets auf der Lauer.“ Nikolai Pjaskorski...

Lew Kasmin hat diesen Soldaten gut gekannt. Oft haben sie zusammen im Panzer gesessen und zusammen den süßlichen Rauch der Sprengstoffe eingeatmet. Zusammen machten sie morgens Gymnastik, bevor sie die Maschine bestiegen und „zur Linie“ fuhren. Der Soldat Pjaskorski war der ruhigste und kundigste.

Als in seinem Truppenteil die Frage gestellt wurde: Wer fährt nach Algerien?, meldete er sich als erster. In Algerien kam eine alte Frau zum Kommandeur. Ihre Kuh war ins Minenfeld geraten. Diese Kuh war das einzige, was die Frau besaß. Als gefragt wurde: „Wer will der alten Frau helfen?“, meldete sich Pjaskorski und brachte die Kuh wohlbehalten aus dem Minenfeld. Die alte Frau ist vor ihm niedergekniet und hat ihm die Hände geküßt...

Pjaskorski hat 10000 Minen entschärft – aber eine Mine hat sein Leben ausgelöscht. Es geschah an einem Morgen. Nikolai war mit dem Minensuchgerät den Streifen entlanggegangen. Zehn Schritte von ihm entfernt stand sein Freund Viktor Tolusarow. Nikolai vernahm im Kopfhörer ein Geräusch, fand die Mine und stellte ein rotes Fähnchen auf. Zwölf Fähnchen... Plötzlich erschütterte eine Detonation die Erde...

Es war nicht einmal ein Fehler des Pioniers, sondern einer jener Zufälle gewesen, die sich weder durch Sachkenntnis noch durch Vorsicht verhüten lassen. Wenn man es mit zwölf Millionen Minen zu tun hat, ist so etwas fast unvermeidlich.

Auf der ganzen Welt hängen die Menschen gleich stark am Leben. Sie verstehen, was Edelmut und Selbstlosigkeit ist. Nichts kann selbstloser und edler sein, als solch ein Opfer für Hunderte andere Menschenleben. Um dem Soldaten die letzte Ehre zu erweisen, waren Hirten, Bäuerinnen, Stadtbewohner, alte Frauen und junge Männer in weißen algerischen Hemden gekommen. Sie wußten wenig über diesen Soldaten. Für sie war er ein Mensch aus Sowjetrußland. Und sie dachten voller Dankbarkeit und Liebe an das Land, das ihn entsandt hatte.

Nun ruht der Soldat daheim im Dorfe Gorodistsche, gleich neben der Straße nach Schepetowka. In der Sonne glänzen die von Stiefeln und Rädern blankgescheuerten Pflastersteine. Als Nikolai 17 Jahre alt war, hatte er diese Straße mit gepflastert, Würfel an Würfel gefügt. Fünf Kilometer Straße aus dem Dorf nach jenem Schepetowka, wo Nikolai Ostrowski gelebt hat. Das Buch dieses unbeugsamen Menschen hatte der Soldat mit nach Algerien genommen. Aus diesem Buch lernen die Menschen stark sein. Für Pjaskorski war Ostrowski zudem noch ein Landsmann.

Wenn man von seinem Vaterhaus weit wegfährt, und wenn man unbedingt stark sein muß, hat das viel zu bedeuten.

Jeden Morgen werden auf das Grab des Soldaten Blumen gelegt. Nicht nur von einem Menschen. Viele gedenken seiner mit einem Strauß, auch Rosen aus Algerien gehören dazu.

Die Schule, die Nikolai als Junge besuchte, trägt seinen Namen wie auch die Hauptstraße des Dorfes. In Schepetowka hängt sein Bildnis neben dem Bildnis Ostrowskis. Es ermutigt die Menschen stark zu sein.

In jenem Sommer 1964 ist die Mutter des Soldaten, Fedossja Pjaskorskaja, um zehn Jahre gealtert.

In wenigen Wochen wurde ihr Gesicht erdfahl vor Gram, und an dem Tage, als das Telegramm aus Algerien auf dem Tisch lag, ist der Vater ergraut. Der Vater hat keine Träne vergossen, denn er war selbst Pionier. Er hat den Krieg bis nach Berlin miterlebt und war verwundet. Der Vater weiß, wie Pioniere sterben. Jetzt arbeitet er als Hausmeister in der Schule. An den Abenden, wenn die Kinderstimmen verhallt sind, bleibt er vor der roten Tafel stehen, an der ein Bildnis seines Sohnes hängt. Dann macht er Licht über der Landkarte mit den beiden Erdhälften. Wie oft schon betrachtet er das Fleckchen mit der Aufschrift Algerien und versinkt in Nachdenken.

Zwei Mütter wischen morgens, wenn sie aufwachen, die Tränen weg. An einem Tag sind auf der Erde zwei Soldaten gefallen. Der Amerikaner in Vietnam, der Russe in Algerien. Die Tränen um ihre Söhne sind bei allen Müttern der Erde gleich, doch die Antworten auf die Frage „Wofür fielen sie?“ sind nicht dieselben.



Generalmajor Studiendirektor Dipl. rer. mil. Leopold Gotthilf



Sechs AR-Leser besuchten den Kommandeur der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann“ und stellten im Namen ihrer Kollektive

28 FRAGEN an den General



Worin sehen Sie den besonderen Reiz des militärischen Berufes?

In seiner Vielseitigkeit. Der Offizier muß von jedem etwas haben. Es ist ein höchst politischer Beruf. Der Offizier muß Internationalist, Erzieher, Pädagoge und Psychologe sein. Er muß ein guter Militär sein, aber auch Techniker. Er muß etwas von einem Kulturfunktionär haben und vom Sportler. All das, und gewiß noch einiges mehr, braucht er, um seine Kommandeursaufgaben erfüllen zu können. Es gibt wohl kaum einen zweiten Beruf, in dem der einzelne eine solche hohe persönliche Verantwortung trägt wie der Offizier.

Hat die nicht jeder Leiter?

In gewissem Maße ja. Aber der Offizier hat Machtbefugnisse in einem ganz besonderen Ausmaß. Er ist für Menschen verantwortlich. Und zwar vollverantwortlich, weil im militärischen Einsatz sein Befehl über Leben und Tod der ihm Unterstellten entscheidet, über Sieg und Niederlage des von ihm geführten Kampfkollektivs. Von seinen Entscheidungen hängt also unerhört viel ab. Wer diesen Anforderungen entsprechen will, muß wissen, wem er dient. Er muß charakterfest sein und bescheiden: vor allem, damit er die ihm gegebene Machtfülle stets im Interesse der Partei und unserer sozialistischen Sache einsetzt.

Kann man sich die Fachrichtung aussuchen, in der man studieren will?

Ja. Allerdings ist es besser, wenn man sich zusätzlich noch auf ein zweites Ausbildungsprofil orientiert. Denn oft gibt es für eine Richtung mehr Bewerber als Plätze.

Haben Sie selbst einen Sohn? Wenn ja, wird er auch Offizier?

Ich habe einen Sohn. Er ist Offiziersschüler hier bei uns.

Wer kann eigentlich bei uns in der Republik alles Offizier werden?

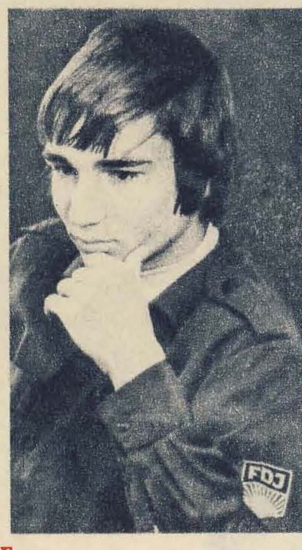
Jeder, der dafür Interesse hat und die nötigen Voraussetzungen mitbringt. Dazu rechne ich allerdings nicht nur die Noten auf dem Zeugnis. Denn: Die NVA ist das militärische Machtinstrument unseres sozialistischen Staates; sie dient der Arbeiterklasse und dem ganzen werktätigen Volk. Daraus ergibt sich mit logischer Konsequenz, daß ihre Führungskader – und das eben sind ja die Offiziere – auf den Klassenpositionen der Arbeiterklasse stehen, zum überwiegenden Teil aus ihr selber kommen und ihr dienen müssen. Ich sehe das nicht als theoretische Frage, sondern als eine Sache der eigenen politischen Haltung und des bewußten persönlichen Eintretens für die Interessen der Arbeiterklasse. Um es so zu sagen: Gute Zensuren in Staatsbürgerkunde, Geschichte, Mathematik, Physik oder Deutsch machen es nicht allein. Genauso wichtig ist das persönliche Engagement, ist die aktive Mitarbeit in der FDJ, in der GST, im politischen Leben. Theorie und Praxis müssen also übereinstimmen.

Wer sich nun für die Offizierslaufbahn interessiert, kann der vorher schon mal herkommen und sich alles ansehen?

Warum nicht? Es vergeht kaum eine Woche, in der wir nicht junge Gäste haben: Lehrlinge,



ANDREA ERHART
Lehrling
Einsatzort nach Wahl?
Werden Sie manchmal kritisiert?



LOTHAR DAUM
Oberschüler
Wird Ihr Sohn
auch Offizier?
Wie halten
Sie sich fit?



KARL-HEINZ KRAUSE
Lehrling
Welche Perspektiven für Offiziere?
Wie kann man sich vorbereiten?





RÜDIGER STUMPP
Soldat
Der Reiz des Offiziersberufs?
Was ist in der Freizeit los?



BARBARA DALLMANN
Lehrling
Warum keine
gemeinsamen Aussprachen?
Stubeneinrichtung
nach eigenem Geschmack?



HANS-JÜRGEN STUBENVOLL
Lehrling
Wer kann Offizier werden?
Sind Sie ein strenger General?

Schüler, FDJ-Kollektive junger Offiziersbewerber und viele andere. Wir zeigen ihnen unsere moderne, sehr umfangreiche Lehrbasis, das Traditionszimmer, die Lehrkabinette und selbstverständlich auch Waffen und Kampftechnik, an denen die Offiziersschüler ausgebildet werden. Und es sind nicht wenige Besucher dabei, die sich danach entschließen, die Offizierslaufbahn einzuschlagen...

Und wenn sie dann zum Wehrkreiskommando gegangen und Offiziersbewerber sind?

...kommen sie ja nochmal zu uns, zur Eignungsüberprüfung. Die ist in der Regel ein Jahr vor der Einberufung. Da gibt es Filmvorführungen, die Sportprüfung, Eignungsgespräche, eine etwas ausführlichere Besichtigung der Ausbildungsbasis, die Jungen werfen einen Blick in ihre späteren Unterkünfte und lernen ihre künftigen Vorgesetzten und Lehrer kennen. Dann folgt noch eine abschließende Unterhaltung, in der – so wie heute – alle Fragen gestellt werden können, die den einzelnen interessieren.

Stellen Sie sich da auch – wie heute – selber den Fragen?

Wenn es irgend geht, ja.

Dürfen sich die Offiziersschüler ihre Stube so einrichten und gestalten wie sie wollen? Schließlich ist es doch für drei Jahre ihre Wohnung!

Die meisten Genossen wohnen bei uns in Neubaublocks, meist zu vier Mann auf der Stube. Natürlich sollen sich alle wohlfühlen darin. Dazu gehören Gardinen an die Fenster, ein schönes Bild an die Wand, eine Decke auf den Tisch und auch das Foto der Braut auf den Nachttisch. All das ist erlaubt. Wofür ich nicht bin, das sind Wände mit Illustriertenfotos.

Können sich die Offiziersschüler ihren späteren Einsatzort aussuchen?

Das ist nicht möglich. Sie werden dort eingesetzt, wo die Truppe sie braucht. Natürlich versuchen wir, persönliche Wünsche zu berücksichtigen. Aber immer geht das nicht. Die gesellschaftlichen Interessen und insbesondere die Erfordernisse der Landesverteidigung haben nun einmal den Vorrang.

Wann erfährt der einzelne, wo er hinkommt?

Im 3. Lehrjahr macht jeder das zweite Truppenpraktikum durch. Dabei geht er genau in jene Einheit, für die er vorgesehen ist. Aber nicht nur das. Er nimmt als Offiziersschüler auch schon jene Dienststellung ein, die er etwa ein halbes Jahr später als Offizier vollverantwortlich übernehmen wird. Er weiß also nicht nur einige Monate im voraus, wo er hinkommt, sondern lernt das Kollektiv, das er als junger Leutnant zu führen hat, gleich selbst kennen.

Haben Sie als General persönlichen Kontakt zu den Offiziersschülern?

Ich bemühe mich sehr darum. Ich bin oft auf den Stuben und bei der Ausbildung. Nicht bloß, um zu kontrollieren. Ab und zu setze ich mich mit Offiziersschülern zusammen. Wir unterhalten uns bei einer Tasse Kaffee über das Studium, aber auch über politische und persönliche Fragen und Probleme. Außerdem kann natürlich jeder mit jeder beliebigen Frage zu mir kommen.

Warum laden die Wehrkreiskommandos zu Aussprachen mit Offiziersbewerbern nicht auch deren Mädchen ein, um die Probleme gemeinsam zu besprechen?

Das ist ein interessanter Gedanke. Ich bin dafür, daß man sowas macht. Hin und wieder geschieht das übrigens schon. Die Wahl des Offiziersberufes ist eine Entscheidung, die das ganze weitere Leben bestimmt – nicht allein das des jungen Mannes, auch das seines Mädchens. Deswegen kann es nur gut sein, ihn gemeinsam zu besprechen.

Wann gibt man denn so allgemein die Bewerbung für den Offiziersberuf ab?

Am besten in der 9. Klasse, wo ja gemeinhin die Berufsentscheidung getroffen wird.

Wenn man aber nur mit der 10. Klasse abschließt und keine Hochschulreife hat?

Auch dann ist nicht alles verloren. Schließlich gibt es ja verschiedene Möglichkeiten, das Abitur nachzuholen. Sie können auch hier bei uns die Sonderreifeprüfung machen, werden dazu allerdings ein Vierteljahr früher als üblich einberufen.

Wie ist an der Offiziershochschule das Verhältnis zwischen Dienst und Freizeit?

Der Wochendienstplan sieht im allgemeinen 36 Ausbildungsstunden vor, dazu jeden Nachmittag etwa drei Stunden Selbststudium. Die Freizeit liegt also meist in den Abendstunden und am Wochenende.

Und was ist da so los?

So ziemlich alles, was man sich vorstellen kann. Jede Kompanie hat ihren eigenen Klubraum, in dem man lesen, schachspielen, musikhören, fernsehen und was weiß ich noch alles kann. Es gibt Kultur- und Singegruppen. Dreimal in der Woche ist im Objekt Kino. Dann kommen viele Künstler zu uns, sowohl mit Unterhaltungsprogrammen der leichten Muse als auch mit Sinfoniekonzerten. Mehrere hundert Offiziersschüler gehen regelmäßig ins Theater...

Zum Sport auch?

Aber klar! Wer will, kann in den Kompaniemannschaften Fußball, Handball, Volleyball spielen oder sich in anderen Disziplinen üben. Er kann aber auch in einer unserer Sektionen mitmachen, beispielsweise Sportschießen, Volleyball, Leichtathletik, Handball, Boxen, Felsklettern und was es noch so gibt.

Sind Sie ein strenger General?

Ich hoffe, ja. Was ist Strenge? Ich verstehe darunter, daß man hohe Forderungen stellt und die militärischen Prinzipien mit aller Konsequenz durchsetzt. Das geschieht nicht um seiner selbst willen. Ich meine, daß hohe Forderungen an die Menschen von hoher Achtung vor ihnen zeugen – vor ihrer Einsatzbereitschaft, vor ihrem Können, vor ihrer Persönlichkeit, vor ihrer Schöpferkraft, vor ihrem Kampfeswillen. Wie ist es denn? Nur wen ich achte und schätze und vor dem ich – auch als Vorgesetzter – Respekt habe, nur dem traue ich auch etwas zu. Ich meine, und da spreche ich aus meiner Erfahrung als Truppenkommandeur, daß mancher den Soldaten, den Unteroffizieren und den jungen Offizieren offenbar noch zu wenig zutraut. Ich halte das für falsch. Wir haben prächtige junge Leute, hier an der Offiziershochschule und überall in der Armee. Sie wollen hoch gefordert werden, weil sie sich immer wieder von neuem bewähren und zeigen wollen, was in ihnen steckt. Dazu müssen wir ihnen im täglichen militärischen Leben eine echte

Chance geben, und zwar durch hohe Forderungen auf allen Gebieten.

Die meisten Offiziersschüler waren doch vorher nicht Soldat. Wie können sie da später, als Offiziere, richtig arbeiten?

Natürlich wollen und dürfen wir hier keine Theoretiker ausbilden. Aber das moderne Militärwesen ist eben eine Wissenschaft, die man gründlich erlernen muß. Und zwar in der Einheit von Theorie und Praxis. Zur praktischen Seite: Vier Wochen nach ihrer Einberufung werden die Offiziersschüler hier bei uns schon als Gruppenführer oder Zughelfer eingesetzt. Im Wechsel kommt da jeder dran. Die gesamte Ausbildung ist in höchstem Maße praxisnah und orientiert sich an den Anforderungen der Truppe. Im 2. und 3. Lehrjahr geht es dann ins Truppenpraktikum. Insgesamt dauert es drei Monate. Dabei sind die Schüler nicht nur Beobachtende, sondern aktiv Tätige. Sie nehmen dort Gruppenführer- und Zugführerfunktionen ein. In voller Verantwortung! Die Erfahrungen zeigen, daß das für alle eine gute Schule ist.

Warum wird bei den Eignungsüberprüfungen so viel Wert auf sportliche Leistungen gelegt?

Ein Beispiel: Wenn im Gefecht einer die Handgranate nur zehn Meter weit wirft, ist das glatter Selbstmord. Deshalb liegt die Mindestnorm bei 30 m. Das gilt auch für den Offizier. Er ist im Gefecht den gleichen, wenn nicht noch höheren physischen Belastungen ausgesetzt wie der Soldat. Und schließlich soll er ja in der Ausbildung nicht nur mitmachen, sondern alles vormachen.

Wie halten Sie sich fit?

Früher habe ich mal aktiv Fußball gespielt. Jetzt bin ich Mitte Fünfzig, da ist das natürlich nichts mehr. Ich gehe viel spazieren und ab und zu in die Turnhalle, um mich an diesem oder jenem Gerät zu versuchen...

Da ist das lange Pferd meistens besonders gefürchtet. Von Ihnen auch?

Kann ich nicht sagen. Da springe ich schon noch drüber. Wenn's sein muß, mit Mantel.

Müssen Sie manchmal auch Kritik einstecken? Und wenn ja: Nur von „oben" oder auch von „unten"?

Es glaube ja keiner, ein General stünde außerhalb jeder Kritik. Das steht bei uns im Lande niemand. Ich bin Mitglied der Partei, und da gibt es zum Beispiel in der Parteiversammlung keinen Unterschied der Person. Wer Fehler macht – und wer macht die nicht? –, der muß dafür auch Kritik einstecken. Das ist gut so, weil es einem hilft und einen vorwärts bringt. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Kritik vom Minister kommt oder von einem Offiziersschüler.

Wie kann man sich am besten auf das Studium an der Offiziershochschule vorbereiten?

Durch gute Leistungen in Schule und Beruf, durch die aktive Mitarbeit in einem FDJ-Kollektiv junger Offiziersbewerber und bei der vormilitärischen Ausbildung in der GST und durch regelmäßiges Sporttreiben. Wer das gut miteinander verbindet, hat eine ordentliche Ausgangsbasis.

Was sollte der Offiziersbewerber ganz konkret mitbringen?

Viererlei: Das Abzeichen „Für gutes Wissen" der FDJ, die Fahrerlaubnis der Klasse V, das Sportabzeichen in Silber oder Gold und das Schwimmabzeichen der Stufe II.

Was ist, wenn man Offizier ist: Welche Perspektiven hat man da und wie kann man weiterkommen – eventuell bis zum General wie Sie?

Hier bei uns werden die Genossen für die 1. und 2. Offiziersdienststellung ausgebildet. Also bis zum Kompaniechef. Das Weiterkommen hängt, wie überall im Sozialismus, von den eigenen Fähigkeiten und Leistungen ab. Nach einigen Jahren Truppenpraxis kann der Offizier zur Militärakademie „Friedrich Engels" in Dresden oder auch an eine sowjetische Militärakademie delegiert werden. Und sicher wird mancher, der heute noch Offiziersschüler ist, einmal General werden. Davon bin ich fest überzeugt.

Wie ist Ihnen zumute, wenn Sie junge Offiziere in die Truppe entlassen?

Es ist immer wieder ein erhebendes Gefühl, wenn die Offiziersschüler nach drei Jahren fleißigen Lernens, nach vielen Höhen und auch manchem Tief, feierlich zum Leutnant ernannt werden. Wir alle, die Parteiorganisation und der ganze Lehrkörper, haben unsere Kraft, unsere Überzeugung, unser Wissen und unser Können aufgewandt, um sie zu befähigen, ihre Kommandeursaufgaben in der Truppe gut zu erfüllen. Wenn dann die jungen Leutnants aufmarschiert sind und die Frauen, die Bräute, die Eltern und mitunter sogar die Großeltern kommen, um sie zu beglückwünschen – das ist ein wirklich großer Augenblick für mich und für uns alle. Ich glaube, es ist der schönste Lohn, den wir bekommen können.

Aller Anfang ist schwer

Wir Frauen von Offizieren und unsere Männer möchten eine Kulturgruppe bilden. Aber bei uns besteht nicht nur das Problem: keine Leute (das werden wir ändern), sondern uns fehlen spritzige Ideen und Material, weil wir ja in punkto Sketch usw. noch wenig erfahren sind. Uns wäre für den Anfang sehr geholfen, wenn wir einige Sketche bekämen. Wer kann uns da helfen?
Rosemarie Schmieder, 88 Zittau, Marschnerstr. 1

Barbiert wurde schon früher

Im Heft 9/72 brachten Sie eine Anekdote über Napoleon. Bei der Belagerung von Sevilla soll er gesagt haben, er sei dann der Barbier von Sevilla. Welche Unkenntnis



Illustrationen: Klaus Arndt

des betreffenden Redakteurs! Napoleon belagerte Sevilla 1806, die Oper „Der Barbier von Sevilla" wurde aber erst 1816 komponiert. Na, denn Prost!
Adolf Peter, Berlin

Die Legende vom Barbier von Sevilla ist aber älter als die Oper. Bereits 1782 verarbeitete Giovanni Paisiello diesen Stoff, und Wolfgang Amadeus Mozart verwendete diese Gedankengänge 1786 für die berühmte „Hochzeit des Figaro".

Soldat mit Schwesternhäubchen

Gibt es für Mädchen mit Berufsausbildung als Krankenschwester in unserer NVA Einsatz- und Arbeitsmöglichkeiten als Armeeangehörige im medizinischen Dienst?
Christina Krönig, 1055 Berlin



Diese Möglichkeiten bestehen. In den medizinischen Einrichtungen der NVA werden ausgebildete Krankenschwestern als Sanitätsunteroffiziere eingesetzt. Voraussetzungen sind eine freiwillige Verpflichtung als Soldat auf Zeit für mindestens drei Dienstjahre sowie der Abschluß der 10. Klasse und der Lehrausbildung. Im Zentralen Armeelazarett Bad Saarow können Sie sich darüber hinaus zur Stations- bzw. leitenden Operationsschwester qualifizieren, wenn Sie sich als Berufssoldat für mindestens zehn Jahre verpflichten. Abhängig von Ihrer Dienststellung und Ihren Kenntnissen und Erfahrungen können Sie als Soldat auf Zeit bis zum Unterfeldwebel und als Berufssoldat bis zum Ober- bzw. Stabsfeldwebel befördert werden. Wenden Sie sich bitte an das für Sie zuständige Wehrkreiskommando.

Rainer sucht Wolfgang

Während der Armeezeit habe ich die Verbindung zu einem Kumpel verloren, den ich von der Lehre im Seehafen Rostock her kenne. Es ist Genosse Wolfgang Schwill, Maat oder Obermaat, aus Annaberg-Buchholz. Er möchte sich bitte bei mir melden. Bekannte von ihm bitte ich, ihn darauf hinzuweisen.
Rainer Müller-Kluge, 25 Rostock 7, Gutenbergstraße AWW 2

Panzer auf Filzlatschen?

Wir haben einen Streit in unserer Brigade. Es geht um Kettenfahrzeuge (Panzer) bei Militärparaden. Einige Kollegen meinen, die Fahrzeuge hätten Gummipolster um die Ketten oder Gummiketten. Ich bin entgegengesetzter Meinung.
Dieter Spahlholz, 7271 Beerendorf

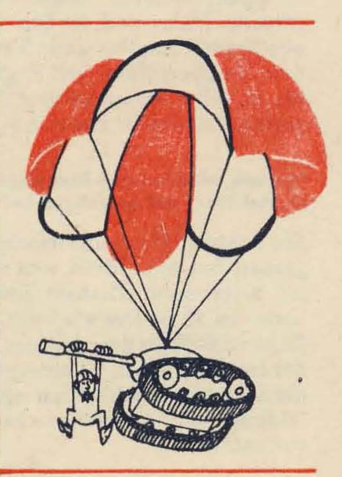


Sie haben natürlich recht. Sollten damit vielleicht die Straßen geschont werden? Panzer auf Filzlatschen gibt es noch nicht.

Technik am Seidenschirm

Ich sah ein Bild, wo Fahrzeuge aus dem Flugzeug mit Fallschirmen abgeworfen wurden. Mich interessiert, ob die Besatzung beim Abwurf gleich mit drinsitzt.
Norbert Schnell, 1432 Fürstenberg

Das ist selbstverständlich nicht möglich. Die Fallschirmjäger, um deren Technik es sich handelt, springen aus anderen Flugzeugen ab. Nach der Landung machen sie die Fahrzeuge sofort einsatzbereit.



„Was ist Sache?" – gute Sache

Seit drei Jahren lese ich eure überaus interessante Zeitschrift. Besonders gefällt mir die Seite 3 unter der Überschrift „Was ist Sache?", die inhaltlich gut gestaltet wird. Man findet auf ihr Probleme, die allgemein interessieren und ausführlich behandelt werden.
Unterfeldwebel Rolf Sauerbrey

Anschrift: Abteilung Wohnungswirtschaft

Neulich führten Sie im Postsack an, daß nur Berufssoldaten aus dem Wohnungsfonds der NVA versorgt werden. Wohin sollen sich nun die Soldaten auf Zeit wenden?
Unteroffizier Helmschrott

An die Räte der Städte und Gemeinden. Diese sind für die Zuteilung von Wohnungen – entsprechend der örtlichen Wohnungslage – für verheiratete Soldaten auf Zeit und im Grundwehrdienst zuständig.

Nicht nur Posten stehen

Ich möchte mal Berufssoldat (Unteroffizier) bei den Grenzern werden. Was könnte ich da so machen?
Dirk Ahlsfeld, Pegau

Hauptfeldwebel, Stellvertreter des Zugführers, Grenzabschnittsposten, Gruppenführer in einer Ausbildungseinheit, Diensthundestaffelführer, Bootsführer (Binnengewässer), Schiffsmotorenmeister in der Werkstatt. Daneben gibt es Funktionen in den Waffengattungen und Diensten (Kfz., Pioniere, Nachrichten usw.).

Praktiker gefragt

Welche Bedingungen muß ich erfüllen, um für den zweiten Qualifizierungslehrgang an der Technischen Unteroffiziersschule für Unteroffiziere des Kfz.-Dienstes teilzunehmen, der mit einem Meisterabschluß endet? Ich bin Berufssoldat.
Unteroffizier Buttgereit

Sie brauchen den Abschluß der 10. Klasse und müssen mindestens zweieinhalb Jahre praktisch im Kfz.-Dienst gearbeitet haben. Außerdem erwartet man, daß Sie nach der Qualifizierung weiter in der Armee dienen.

Energieschlucker

Was bezwecken die Mündungsbremsen an den Geschützrohren?
R. Bartsch, Dobritz

Sie verringern die beim Abschuß auf das Rohr einwirkende Rücklaufenergie. Das geschieht, indem die hinter dem Geschoß aus dem Rohr ausströmenden Pulvergase auf die Prallflächen und Wandungen der Mündungsbremse treffen und so den Rohrrücklauf bremsen.

Nur ein Haushalt

Mein Schwager besitzt eine Dienstwohnung der NVA. Darf er darin Untermieter aufnehmen?
Unteroffizier Hausen

Das ist nicht gestattet.

Reserve hat keine Ruh'

Unser Reservistenkollektiv im VEB Ingenieurtiefbau Kasel-Golzig erzielte im sozialistischen Wettbewerb gute Ergebnisse, speziell bei der Aufholung von Planrückständen. Regelmäßig sprechen wir mit wehrpflichtigen Jugendlichen, um sie als Soldaten auf Zeit bzw. als Offiziere zu gewinnen. Über die URANIA organisierten wir einen militärpolitischen Vortrag, an dem alle Jugendlichen unseres Betriebes teilnahmen. Beim Reservistenmehrkampf des Kreises erreichten die Genossen Henschel, Hunger, Kunkel und Westphal in der Mannschaftswertung den ersten und in der Einzelwertung einen dritten Platz. Einen ökonomischen Nutzen von 12 500 Mark erzielten die Reservisten Fuchs, Kämpf, Rieck und Westphal mit Neuerervorschlägen. Jedoch ist unser Kollektiv mit dem Erreichten nicht zufrieden. Wir wollen noch mehr Reservisten mit konkreten Aufgaben in die aktive Arbeit einbeziehen. Das wollen wir vor allem durch persönliche Gespräche tun.
Günter Otto, 7961 Kasel-Golzig

Seelower NVA-Fans

Eure Frage nach militärisch orientierten Hobbys habe ich gelesen. Mein Hobby ist der „Klub Junger Berufssoldaten" an der Bertolt-Brecht-Oberschule Seelow. Wir bauen einen Sandkasten mit verschiedenen Gefechtsstellungen. Wir führten ein Geländespiel durch, sehen Filme über die NVA und lernen, mit Karte und Kompaß umzugehen. Ich interessiere mich für jede Literatur über die Technik der NVA.
Manfred Otterstein, Friedersdorf

Scharfe Klinge

Woher stammt das Wort „Bajonett"?
Unteroffizier Wallheim

Das Bajonett, eine Art Gewehrspieß, war ursprünglich ein Dolch, der in die Laufmündung gesteckt wurde. Es ist nach der südfranzösischen Stadt Bayonne benannt worden, wo zwischen 1643 und 1647 die ersten Bajonette hergestellt wurden.

Klar zum Gefecht

Jüngst erklärten Sie im Postsack den Begriff Gefechtsabschnitt auf einem Kampfschiff. Was ist nun aber eine Gefechtsstation?
Gefreiter Süßmilch

Das ist der Platz, an dem einer oder mehrere Genossen ihre Gefechtsaufgaben lösen, z. B. ein Geschütz, die Maschine, das Signaldeck oder der Funkraum. Jeder Gefechtsabschnitt hat mehrere Gefechtsstationen.

Federstreit per Post

Wir sind acht Offiziersschüler des 2. Lehrjahres und haben das Bedürfnis, mit jungen weiblichen Armeeangehörigen einen Feder-

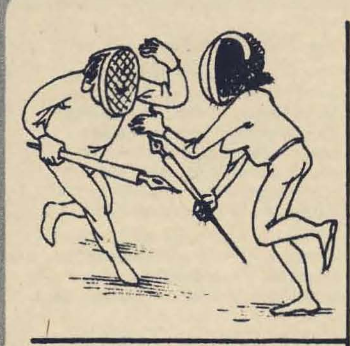
ar 4/73

Ein Kessel Graues

...wird im Aprilheft des Soldatenmagazins gewaschen. Allerdings handelt es sich bei den Wäscherinnen und Wäschern nicht um die drei Dialektiker aus dem Fernsehen, sondern um die des Kabaretts „Die Kneifzange". Überzeugen Sie sich selbst: Deren Lieder und Sketche haben sich in der Tat gewaschen!

Außerdem: Besuchen Sie mit unseren Bild- und Textreportern

Männer mit Maske
Die Kanone des Maharadschas
Alpinisten am Balaton
Die schwersten Granatwerfer der Welt
Flieger und Fallschirmjäger von morgen



wettstreit zu führen. Wenn möglich mit Foto, garantiert zurück. Jeder Brief wird beantwortet.
Offiziersschüler Jürgen Engelhaupt, 829 Kamenz, Postschließfach 1830 YA

Nächstens schneller schalten!

Ich bin beim Gefechtsdienst verunglückt und liege schon zehn Tage im Krankenhaus. Meinen Sie, es hat sich schon ein Armeeangehöriger nach meinem Befinden erkundigt?
Unteroffiziersschüler Siegfried Krüger

Die Angelegenheit wurde überprüft. Tatsächlich hatten hier die Vorgesetzten versagt. Wie wir jedoch erfuhren, haben sie sich schnell besonnen und dafür gesorgt, daß Angehörige des Zuges ihren verletzten Genossen aufsuchen konnten. Im Ausbilderkollektiv wurde dieser Vorfall ausgewertet.

Zu bescheiden

In unserer Einheit wurden verschiedene Soldaten aufgefordert, nach dem Wehrdienst bei der GST mitzuarbeiten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß unsere Kenntnisse dort ausreichen, denn wir sind doch nur Soldaten und keine Unteroffiziere oder gar Offiziere.
Gefreiter Herbstrauch

Sie haben keinen Grund, Ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Als militärischer Fachmann und erfahrener Kämpfer können Sie den 16- bis 19jährigen Jungens schon einiges vormachen. Dazu braucht man keinen höheren Dienstgrad. Dem gedienten Reservisten bietet die GST in der vormilitärischen Ausbildung vielfältige Möglichkeiten als ehrenamtlicher Ausbilder oder Funktionär, beispielsweise: Gruppen-, Zugführer, Innendienstleiter, Hundertschaftskommandeur oder dessen Stellvertreter, Ausbilder in einem NVA-Laufbahnzweig, Mitarbeiter in einem Kreisausbildungsstab, Funktionär für Waffen und Munition, Leiter oder Mitarbeiter eines Instandsetzungskollektivs.

Zuganschluß verpaßt

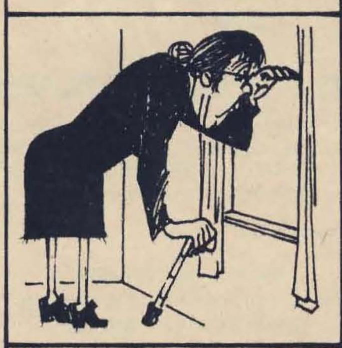
Wie kann ein Soldat seine Dienststelle verständigen, wenn er bei der Rückreise vom Urlaub seinen Bus oder Zug verpaßt hat?
Silvia Tietze, Potsdam

Telefonisch oder telegrafisch über die Post, bei der Transportpolizei, der nächsten VP-Dienststelle oder beim nächsten Wehrkreiskommando. Findige Soldaten finden eine Möglichkeit, wieder (Telefon-) Anschluß zu finden.

Auch Oma ist neugierig

Wenn ich auch 84 Jahre bin, so sehe ich doch jedesmal mit Spannung der neuen Ausgabe der AR entgegen.
Marie Baumgart, 821 Freital I

Euer Magazin könnte doppelt so viele Seiten haben und mehr Abbildungen. Den Sexmufflern im Postsack gebt keine Chance!
Karl Woditschka, 358 Klötze



Erstrebenswert

Ich hörte von mehreren Soldatenauszeichnungen, die zu erringen jedem Soldaten empfohlen wird. Welche sind das?
Marylu Karsten, Aue

Es sind fünf: Bestenabzeichen, Schützenschnur, Klassifizierungsabzeichen, Sportabzeichen und das Abzeichen „Für gutes Wissen".

Wie weit reichen Territorialgewässer?

Staaten, die an Meere grenzen, besitzen auch seewärts eine gewisse Oberhoheit. Wie weit darf die Souveränität ausgedehnt werden?
Feldwebel Karsten

Auf der internationalen Seerechtskonferenz 1958 in Genf wurde eine Konvention über den Festlandsockel beschlossen, die am 10. 6. 1964 in Kraft getreten ist. Danach versteht man unter Festlandsockel den Meeresgrund und den Meeresuntergrund der an die Küsten grenzenden Zonen außerhalb der Territorialgewässer (des Küstenmeeres) bis zu einer Tiefe von 200 m oder auch darüber hinaus, soweit die Wassertiefe die Ausbeutung der Naturschätze gestattet. Obwohl die Gewässer über dem Festlandsockel nicht zum Hoheitsgebiet gehören, darf er nur vom angrenzenden Küstenstaat erforscht und ausgebeutet werden. Die Breite der Territorialgewässer ist in der Genfer Konvention von 1958 nicht festgelegt; sie ist bei den einzelnen Staaten unterschiedlich und liegt gewöhnlich zwischen 3 und 12 Seemeilen. Die DDR hält sich an die international am meisten gebräuchliche Breite von 3 Seemeilen.

Primitive Fragen?

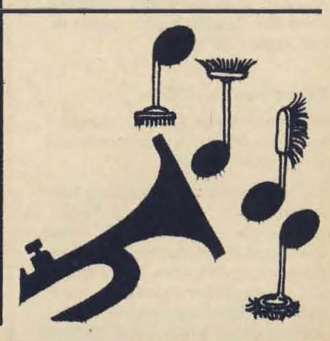
Ich finde, daß viele Postsackfragen sehr primitiv sind. Beispiel: Heft 9/72, die Frage des Unteroffiziers Krauße nach dem Laufbahnwechsel. Das ist doch meiner Ansicht nach selbstverständlich, daß jeder Bürger unseres Staates Offizier werden kann, wenn er die Voraussetzungen besitzt. Am günstigsten haben es jene, die schon den Waffenrock tragen, wie der Unteroffizier. Diesen Platz im Postsack könnten Sie für eine wichtigere Frage nutzen.
Peter Schlag, Halle

Nicht jeder ist gleich gut informiert. Wir meinen, daß jede Frage beantwortet werden muß, und es gibt keine dummen Fragen (höchstens dumme Antworten).

Großreinemachen nach dem Zapfenstreich?

Wie lange dauert ein Stubendurchgang?
Soldat Heinke, Oranienburg

Das hängt von den Bewohnern ab. Wenn die Stube sauber und aufgeräumt, die Päckchen ordentlich gebaut und die Bestimmungen der persönlichen Hygiene eingehalten sind, können Sie schnell Ihren „Matratzenhorchdienst" antreten. Und Vorgesetzte, die auf Ordnung sehen, suchen sich in der Regel nicht erst die Minuten vor der Nachtruhe aus, um große Widrigkeiten zu entdecken und Ordnung „lernen" zu lassen.



AR-Markt

SUCHE:

Hefte 3 bis 12/1970, 2, 3, 10 u. 12/1971 sowie 1 u. 2/1972.
Frank Müller, 104 Berlin, Eichendorffstr. 17

Hefte 11 u. 12/1971 sowie 1 bis 3/1972.
Jörg Reim, 1211 Jahnsfelde

Typenblätter Handfeuerwaffen sowie das Buch „Schützenwaffen der NATO".
Siegfried Almon, 1631 Neuhof, Fernstraße 96

BIETE:

Typenblätter Pioniertechnik, Raketen, Artillerie, Panzer, Handfeuerwaffen, Raumflugkörper, Schienenfahrzeuge.
Reiner Gerhardt, 8401 Glaubitz, Langenberger Straße 49

30 Typenblätter.
Ralf Pawlik, 35 Stendal, Rosa-Luxemburg-Str. 30

Typenblätter aus der AR, Hefte 5/1964; 2, 4, 6, 7, 8, 12/1965; 2, 4, 10/1966; 9/1967; 10/1968; 2, 4, 9, 10 u. 11/1969; 2 bis 12/1970; 1 bis 12/1971 sowie 1 bis 10/1972. Ferner möchte ich folgende Bücher verkaufen: Flieger-Jahrbuch 1970 (15,– M), Strahltrainer (9,80 M), Bomber – Raketenträger – Seeflugzeuge (6,50 M), eerotyp Militärflugzeuge (4,– M), Fliegerkalender 1970 und 1971 (je 3,80 M).
Helmut Rech, 2051 Basedow-Höhe Kr. Malchin

Sie sind Soldat Dr. Hartwig

Ich bin Mathematiker und habe den akademischen Grad „Dr. rer. nat.", der auch korrekt im Wehrdienstausweis steht. Aber bei meinen Vorgesetzten gibt es Unsicherheiten. Einige weisen mich an, ihn in der Urlaubsanschrift wegzulassen, andere meinen, nach der Gesetzgebung der DDR sei es sogar meine Pflicht, den „Dr." vor dem Namen zu führen. Was ist richtig? Bin ich Soldat Hartwig oder Soldat Dr. Hartwig?
Soldat Dr. Hartwig

Es ist Ihr verfassungsmäßiges Recht, den akademischen Grad auch während der Wehrdienstzeit vor Ihrem Namen zu führen.

Akt im Visier

Ihr schießt ja manchmal den Vogel ab mit euren sogenannten Aktfotos. Überlaßt das mal dem „Magazin". Bringt dafür lieber anständige Porträtbilder der Technik. Da braucht ihr nicht aufzupassen, daß zuviel ausgezogen wird. Entweder richtige Aktfotos oder gar keine.
Ay, 9343 Lengefeld

IM MÄRZ IN DEN KINOS



Die Legende von Paul und Paula, der neue Film von Ulrich Plenzdorf (Buch) und Heiner Carow (Regie), ist ganz anders, als die Umschreibung „Legende" vermuten läßt; er hat gar nichts von „es geschah in alten Zeiten". Eher auf die Spur hilft die Übereinstimmung der Namen „Paul" und „Paula". Auf der Leinwand ereignet sich die sehr schöne, komische als auch tragische Geschichte der großen Liebe zwischen Paul und Paula. Eine Episode des Lebens mit sehr viel Witz und Charme, zum Lachen, zum Traurigsein, zum Nachdenken, zum augenzwinkernden Wiedererkennen bestimmter Typen und Verhaltensweisen – wie das eben so ist im Leben, und wie es dem einen oder anderen so oder so ähnlich auch schon passiert ist.
Paul und Paula lieben sich. Aber Paula, die Verkäuferin, ist, seitdem sie ihren Mann, den Taugenichts, davongejagt hat, allein mit zwei Kindern. Paul ist in „gehobener Position", wo er glaubt, sich keine Scheidung von seiner ach so schönen und ach so dummen Frau leisten zu dürfen. Außerdem hat auch er ein Kind, an dem er sehr hängt. Aber Paula, dieses prächtige Persönchen (Angelica Domröse) pfeift auf Konventionen, Rücksichtnahmen, sogar auf sich selbst. Sie kämpft um ihre Liebe, und es gelingt ihr, den langen Paul (Winfried Glatzeder) umzukrempeln und aus ihm wieder den Kumpel zu machen, der er einmal war, als sie beide sich auf der Straße trafen und sich als Beinahe-Nachbarn einen Gruß zunickten. Die Geschichte wurde zu großen Teilen in Berlin gedreht, und sie hat unverkennbar Berliner Fluidum. Und doch ist es kein „Berlin-Film", sondern eine sehenswerte Liebesgeschichte von hier und heute.

Osterurlaub (ČSSR) stellt die Frage, was ist, wenn ein Soldat auf Urlaub zu seinem Mädchen kommt und auf dem Tisch das Foto eines anderen Jungen findet.

Blutige Erdbeeren (USA) berichtet vom Leben der Studenten, ihrer Liebe, ihrem Protest gegen menschenfeindliche gesellschaftliche Zustände.

Ein Tag, länger als ein Jahr (SFRJ) ruft die Ereignisse in Erinnerung, als die Stadt Banja Luka im Herbst 1969 von einem Erdbeben nahezu völlig zerstört wurde.

Die Novizinnen (Frankreich). Brigitte Bardot reißt aus dem Kloster aus und soll sich, ebenso wie ihre neue Freundin, ihren Lebensunterhalt als Strichmädchen verdienen . . .

Jegor Bulytschow und andere (UdSSR) wurde nach Gorkis gleichnamigem Schauspiel gedreht. Michail Uljanow begegnen wir in einer der Hauptrollen.

Laurel und Hardy auf Jagd nach dem Mammon. Der Ausflug in die Stummfilmzeit der zwanziger Jahre wird auch 1973 die Lachmuskeln reizen.



BALLETT
Mehrfach ausgezeichnet; unter anderem ausgestellt in der UdSSR und in anderen Ländern des Warschauer Vertrages sowie in Indien, Kanada und Belgien.



Stanisław Syndoman

Bildreporter unserer polnischen Bruderzeitschrift „Zolnierz Polski"



Aus der Hand von Waffengeneral Jaruzelski empfängt Stanisław Syndoman den Kunstpreis 1971 des Ministers für Nationale Verteidigung der Volksrepublik Polen.

Mit dem Konterfei eines Feldküchengewaltigen, der gerade die Suppe abschmeckt, legte er die erste Probe seines Könnens ab. Das war Mitte der fünfziger Jahre und brachte ihm, dem Bildreporterneuling, das Diplom einer Foto-Ausstellung ein. Seiner ersten. Inzwischen hat er rundgerechnet sechzigtausendmal auf den Auslöser gedrückt und in seinem eher höher als breiten (Altbau-)Wohnzimmer der Warschauer Marszalkowska, erster Hinterhof links, vier Treppen, einen ganzen Schrank voller Diplome, Preise, Medaillen, Urkunden und Anerkennungsschreiben von Foto-Ausstellungen auf vier Kontinenten. Und den Rockaufschlag seines Sakkos ziert die Ehrennadel des Internationalen Kunstfotografenverbandes.
„Irgendwo im ‚Urwald'", wie er selber es nennt, fing er an mit der Militärfotografie. Und zwar als er 1949 für drei Jahre zur Armee ging, dort Fotokorrespondent für die Zeitung des Wrocławer Militärbezirks wurde und es bis zum Feldwebel brachte. Das ist er übrigens auch heute noch, als Reservist und seit nunmehr elf Jahren Bildreporter unserer Bruderzeitschrift „Zolnierz Polski".
In dieser Zeit, als er sich schon einen Namen gemacht hatte und international ausstellte, fragte man ihn, in Italien war's, warum er seine Fotos so romantisch anlege und nicht so „brutal, wie Soldaten, wie Armeen eigentlich" seien. Stanisław Syndoman hatte darauf nur eine Antwort: Es gehe ihm eben nicht schlecht-



GORALEN-GEBIRGSJÄGER
Goldmedaille der 2. Biennale der Militärfotografie; weiterhin ausgestellt in der ČSSR, in Ungarn und Großbritannien.





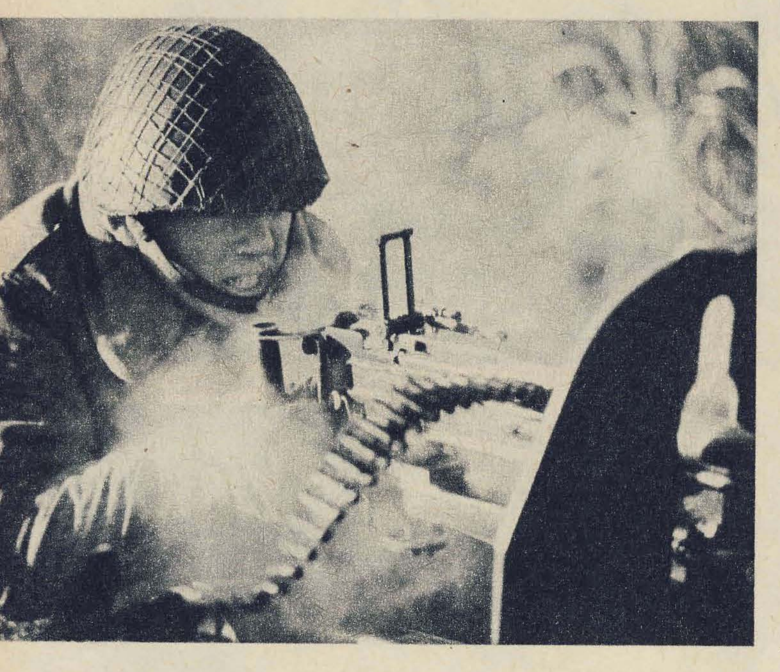
DER STAB
Preis des Kulturministers der Volksrepublik Polen; unter anderem ausgestellt in fast allen Staaten des Warschauer Vertrages.

hin um die Darstellung irgendwelcher Soldaten und irgendeiner Armee, sondern um das Bild sozialistischer Soldaten, um das Bild der Polnischen Armee – um Menschen also, die für eine gute Sache stehen, die ein humanistisches Ziel verfolgen, die dem Frieden dienen und dem Fortschritt. Davon erzählen seine Bilder, dafür sprechen sie. Es ist nicht die Technik, die ihn an der Militärfotografie reizt. „Panzer und Kanonen, Schiffe und Flugzeuge sind totes Material", sagt er. „Sie sind klassenindifferent. Mit ihnen kann man keine gesellschaftlichen Wahrheiten ausdrücken. Das Wichtigste und Schönste ist der Mensch. Auch in der Armee. Aus ihm kann man immer schöpfen. Immer wieder auf's neue. Ich will mit meinen Fotos zeigen, wie die jungen Männer meines Landes als Soldaten der Polnischen Armee und der sozialistischen Militärkoalition für das auf Wacht stehen, was wir gemeinsam – wir alle in den Staaten des Warschauer Vertrages – geschaffen haben. Damit keiner es uns wieder wegnehmen, zerstören und vernichten kann."

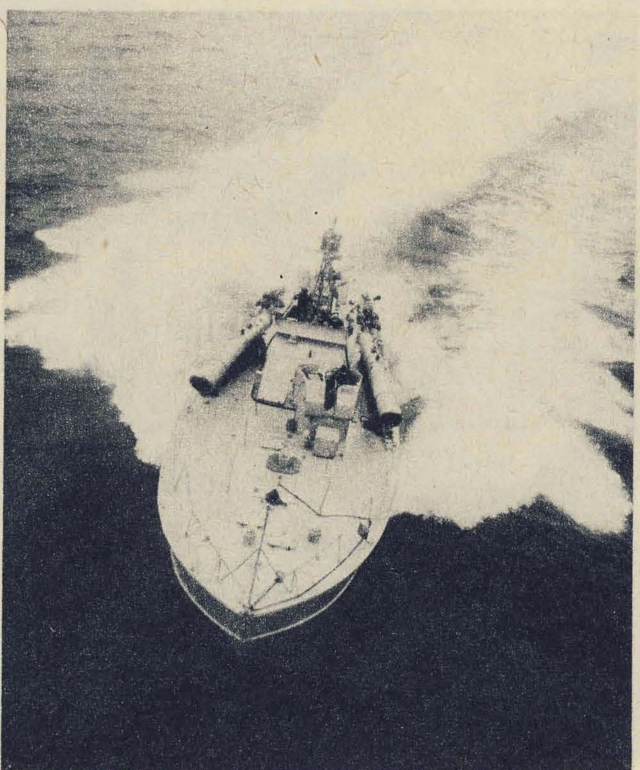
KHF

















DER SILBERNE WEG
Goldmedaille der Internationalen Fotoausstellung Legnica; weiterhin ausgestellt in Ländern Asiens und Lateinamerikas.

ANEKDOTEN



Illustration: Horst Bartsch

Die neuen Verbündeten

Eines Abends in ihrer bescheidenen Pariser Wohnung in der Rue Vanneau, wo Marx sich nach der Flucht aus Deutschland in Tag- und Nachtstunden mit der Hegelschen Rechtsphilosophie auseinandersetzte und das darin Brauchbare vom Idealistischen schied, stieß Jenny in seinen Aufzeichnungen anstelle des bisher verwendeten Begriffs ‚arme Klasse' auf das Wort ‚Proletariat'. „Was beansprucht nicht alles, zur sogenannten ‚armen Klasse' zu gehören!" erläuterte er ihr die Verschwommenheit des alten Worts. „Verarmte Adlige und bankrotte Geschäftsleute, Schichten also, die von der politischen Bühne längst abgetreten sind. Die Zukunft dagegen liegt allein bei den Proletariern, die nichts haben als ihre Arbeitskraft, von deren Verkauf sie allein existieren. Sie schaffen alle Werte, obwohl ihnen nur ein Bruchteil davon zugutekommt. Sie allein haben daher den Anspruch, und sie vermögen es auch, diese Welt neu zu ordnen und ihr neue politische, ökonomische und sittliche Gesetze zu geben!"

Gespannt, zugleich abwartend, mit dem jähen, noch unsicheren Gefühl, nicht nur vor einer neuen Erkenntnis ihres Mannes, sondern selbst an der Schwelle einer neuen geistigen Existenz zu stehen, war Jenny der zwar nüchternen, doch von starker innerer Erregung getragenen Erklärung ihres Lebensgefährten gefolgt. „Ist es nicht vielleicht nur ein Mitgefühl, das dich so sprechen läßt?" wandte sie vorsichtig ein, „dein Wunsch vielleicht, diese Proletarier glücklicher und auch einflußreicher zu sehen, als sie es jetzt sind...?"

Doch Karl schüttelte energisch den Kopf: „Das fragst du, weil du selbst nicht Proletarierin bist. Und ich... ich habe es mich auch gefragt. Aber es geht hier nicht um dich oder um mich. Erst wenn wir fähig sind, von uns selbst abzusehen, sehen wir ganz, was ist und was sein wird. Nur dadurch gewinnen wir das Recht, dabei zu sein, wenn es um den Fort-

schritt der Menschheit geht, und gewinnen uns selbst! Wir rüsten die Proletarier mit den Waffen unseres Wissens; sie aber befähigen uns, mit ganzer Leidenschaft, mit all unserer Lebenskraft ihre Verbündeten zu sein!"

Die Bedingung

Bis zum Jahre 1847 lebten die Anhänger des „Bundes der Gerechten" mehr oder weniger konspirativ und setzten sich so dem Verdacht aus, ein anarchistischer Geheimbund mit terroristischen Absichten zu sein. Als Moll und andere Führer des Bundes nun Marx und Engels aufforderten, dem Bund beizutreten, um ihm politisch und organisatorisch mehr Gewicht zu geben, stellten die beiden Freunde zur Bedingung, der Bund müsse sich offen, gemäß seinen tatsächlichen Aufgaben und Zielen, „Bund der Kommunisten" nennen und seinen konspirativen Charakter aufgeben. „Mit den Waffen, die ein Kommunist versteckt", sagte Marx, „erschreckt er seine Freunde. Mit den Waffen, die er zeigt, erschreckt er seine Feinde!"
Wenig später, bereits unter Mitwirkung von Marx und Engels, gab sich der Bund ein neues Statut, und die beiden erhielten den Auftrag zur Ausarbeitung des „Kommunistischen Manifests".

Das Manifest und die Brüsseler Damen

Zu Beginn des Jahres 1848 schrieben Marx und Engels am Manifest. Sie rangen um jeden Satz, prüften und korrigierten und versuchten immer von neuem, treffender und klarer zu formulieren. Dabei schüttelte Jenny, die das endgültig Erarbeitete in kalligraphischer Schönschrift aufs Papier zu bringen hatte, oft den Kopf, wenn den pedantischen Männern mancher mühsam gefaßte Satz oder auch nur ein einzelnes Wort schon am nächsten Tag nicht mehr gefiel.
„Wie eitel ihr Mannsleute doch mit den Worten umgeht!" rief sie, „eitler als die belgischen Bourgeoisdamen mit ihren Spitzen und Geschmeiden!" Doch Karl, zuerst betroffen, lächelte über ihren eifernden Zorn. „Die belgischen Damen brauchen den Putz, um sich anders zu zeigen als sie sind. Wir aber haben umgekehrt zu ergründen, was hinter all den Rüschen und Goldflitter der Bourgeoisie wirklich steckt; und wenn unsere Waffe, das Wort, sich nicht in dem Blendwerk verfangen und stumpf werden soll, müssen wir es schmieden und schleifen wie Stahl!"

Die Bibel

Schon bald nach dem letzten Federstrich las Karl Marx das Manuskript des Kommunistischen Manifests führenden Genossen des „Bundes der Kommunisten" vor. Jeder Satz, ja, jedes Wort, funkelnd und treffsicher, war eine wirksame Waffe, gab den Zuhörern Sicherheit und Zuversicht. So saßen sie denn, Proletarier, Handwerker und Männer der Wissenschaft, nach dem Vortrag ungewöhnlich erregt, als hätten sie soeben bereits die Geburtsstunde der proletarischen Revolution erlebt, und ein deutscher Schneider sprang mit Tränen in den Augen vom Stuhl: „Das ist für uns Arbeiter die Bibel... unsere kommunistische Bibel!" Doch Engels, der Phrasen nicht liebte, waren sie auch noch so aufrichtig gemeint, warf ein: „Bibel... schön und gut! Aber die Arbeiter sollen nicht beten, sondern denken!"

Im Rausche des Sieges

Aus Brüssel ausgewiesen, betrat die Familie Marx kurz nach dem siegreichen Pariser Februar des Jahres 1848 wieder die Seinestadt. Überall auf den Straßen die Trikolore und rote Fahnen. Überall sang man noch immer und immer wieder die „Marseillaise". Freunde, lange getrennt, ja, totgeglaubt, begrüßten sich bewegt, und auch Marxens waren bald umringt. So trafen sie mitten im Gedränge Michail Bakunin, der ihnen enthusiastisch prophezeite, die Revolution werde wie eine Flutwelle unaufhaltsam in allen europäischen Ländern die Monarchien hinwegspülen. „Selbst der Thron des Zaren ist nicht mehr vor ihr sicher!" rief er aus, so daß Jenny über seine Pathetik lächelte und Marx warnte: „Die Revolution ist kein Karneval. Zwar hat sie gesiegt, aber nun muß sie stark genug sein, um zu regieren. Denn der Feind, obwohl geschlagen, ist nicht vernichtet, sondern wartet nur auf seine Gelegenheit!" „Oh, Sie Skeptiker!" rief Bakunin aufgebracht. Doch Marx ließ sich nicht beirren. „Dies hier", erwiderte er und umfaßte mit einer Armbewegung das bunte Treiben ringsum, „dies hier ist der Sonntag der Revolution. Aber erst wenn sie auch die Wochentage meistert, wird ihr Sieg endgültig sein!"

Die Anekdoten entnahmen wir dem im Mitteldeutschen Verlag erschienenen Band „Die Bombe unterm Bett" von Georg W. Pijet

PANAMA hat den Kanal voll

Ein Bericht von Juan Cobo, Sonderkorrespondent der „Neuen Zeit", Moskau

„Wenn wir bei den Washingtoner Verhandlungen noch immer keine endgültige Entscheidung über den Kanal und noch immer keine wirkliche Souveränität für unser Land durchsetzen sollten, wird es bestimmt zu einem Ausbruch der Volksempörung kommen. Die Nationalgarde kann dann nur zweierlei tun: den Aufstand unterdrücken – oder seine Führung übernehmen. Unterdrücken werden wir ihn nicht!"

Unser Gesprächspartner, General Torrijos, spricht energisch und wägt doch jedes Wort ab. Nach einer kleinen Pause fügt er hinzu: „Das ist der Standpunkt der gesamten Nationalgarde."

General Omar Torrijos Herera ist Oberbefehlshaber dieser kleinen, aber gut ausgebildeten Streitmacht Panamas, die am 11. Oktober 1968 die Macht übernahm. Unter den jungen Offizieren, welche die alte, amerikahörige Regierung stürzten, genoß Torrijos schon damals großes Ansehen.

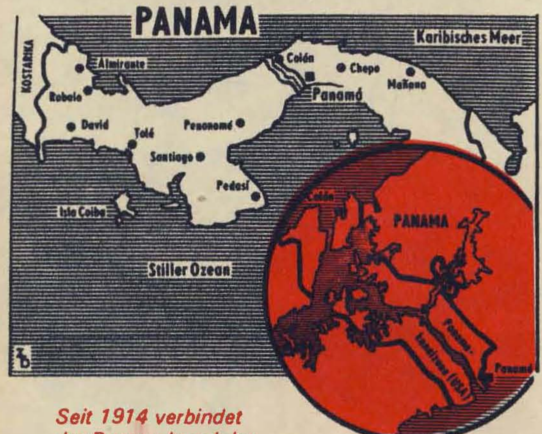
Die feste Haltung, die der General zur Panamakanalzone einnimmt, hat ihm inzwischen auch bei der Bevölkerung des Landes Rückhalt verschafft. Zwar hat Panama eine ganze Reihe schwieriger Probleme zu bewältigen, doch das Kanalproblem ist das wichtigste.

Zwei Kilometer vom Zentrum der Hauptstadt entfernt, erheben sich am Pazifik inmitten säuberlich geschorener Rasenflächen die malerischen Ruinen mittelalterlicher Bauten. Das sind die Überreste des von den Piraten Henry Morgans im Jahre 1671 eingeäscherten alten Panamas.

Die Ruinen, die heute eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt darstellen, erinnern an den einstigen Ruhm des Landes, das man die Goldschale nannte. Im 16. und 17. Jahrhundert war die Hauptstadt von Panama die reichste und schönste Stadt der westlichen Halbkugel. Durch Panama führten da-



Schon länger als ein Jahrzehnt flammen immer wieder Proteste gegen die US-Besatzer in der Panamakanalzone auf. Doch nicht nur der Kanal ist in den Händen der Nordamerikaner. Sie beherrschen auch weitgehend die Wirtschaft des Landes. So entspricht beispielsweise ein Balboa der panamaischen Währung genau einem US-Dollar – und der Dollar gilt in ganz Panama als gleichberechtigtes Zahlungsmittel.



Seit 1914 verbindet der Panamakanal den Stillen Ozean mit dem Atlantik. Er ist 81,6 km lang, 90 bis 300 m breit und besitzt 6 Schleusen. Die gegenwärtig noch unter amerikanischer Oberhoheit stehende Kanalzone hat auf jeder Seite des Kanals eine Breite von rund 8 km. Auf ihren 1 432 km² befinden sich 14 Militärbasen. Hauptquartier des U.S. Southern Command ist Balboa-Heights

mals die Handelsstraßen zwischen Europa und ganz Süd- sowie Mittelamerika.

Panamas größter Schatz war und ist auch noch heute seine geographische Lage. Es ist von Natur aus das Tor, durch das man nach Süd- und Nordamerika gelangt, eine Brücke zwischen Atlantik und Pazifik.

Man erkennt es so deutlich, daß es schon den ersten spanischen Eroberern auffiel, die im Jahre 1501 herkamen. Hernando Cortéz, der das Aztekenreich niederwarf, schrieb an den König von Spanien, daß der Bau einer Wasserstraße quer über die Landenge von gleicher Bedeutung wäre, wie die Eroberung eines zweiten Mexikos.

Von der Bedeutung Panamas sprach später auch Simón Bolivar, der den Kampf Südamerikas gegen die spanischen Kolonialisten anführte: „Seine Kanäle werden die Entfernung nach anderen Ländern der Welt abkürzen; sie werden die Handelsverbindungen Europas, Amerikas und Asiens enger knüpfen und diesem glücklichen Winkel einen Tribut von vier Kontinenten einbringen." Wie eine Erinnerung an diese Worte Bolivars wirkt die lateinische Inschrift auf dem Wappen Panamas: „Pro mundi beneficio" – „Zum Wohle der Welt".

Seitdem allerdings die Nordamerikaner in dieses Land gekommen sind, sagen die Panamaer bitter, die Aufschrift müsse man jetzt so lesen: „Pro yanqui beneficio" – „Zum Wohle der Yankees".

Die verworrene Geschichte, wie die USA zu Anfang des Jahrhunderts der Republik Panama ein Abkommen aufnötigten, wonach sie den Landstreifen, in dem der Kanal gebaut wurde, „für ewige Zeiten" erhielten, ist eine der finstersten in der Chronik vom Vorstoß des USA-Imperialismus in Lateinamerika. Präsident Theodore Roosevelt, der diese „Operation" vornahm, schrieb in seinen Erinnerungen, daß es Jahrzehnte gedauert hätte, wenn man dabei nach dem Völkerrecht vorgegangen wäre. „Ich bin einfach gekommen und habe mir Panama genommen", prahlte der Vater der Doktrin vom „großen Knüppel".

Wir fahren mit einem Wagen die Avenida de los Mártires entlang, eine zentrale Straße der Hauptstadt. Links von uns zieht sich eine mannshohe, stacheldrahtbewehrte Betonmauer hin. Dahinter wehen Sternenbanner. An der Mauer beginnt das von amerikanischen Truppen besetzte, fast 1 500 km² große Gebiet der Kanalzone.

In dieser amerikanischen Kolonie gelten die Gesetze und die Gerichtsbarkeit der USA. Amtssprache ist englisch; und in den Geschäften für die rund 40000 „ansässigen" Nordamerikaner gibt es nur aus den USA herangeschaffte Waren. Die oberste Macht übt ein vom amerikanischen Präsidenten ernannter Gouverneur aus.

Wir fahren am Kanal entlang. Links von uns tauchen hinter hohen, schlanken Bäumen hier und da die Mastspitzen vorbeifahrender Schiffe sowie Schleusenaufbauten auf. Rechts stehen riesige Schilder mit der Aufschrift US Army, mit den Namen der Marine- und Luftwaffenstützpunkte sowie mit den Nummern der Truppenteile: Albrook Fields, Fort Howard, Fort Amador, Fort Clayton Interamerikanische Luftwaffenakademie...

Hinter Gitterzäunen, Schlagbäumen und mit Maschinenpistolen bewaffneten Posten sehe ich zweistöckige, mit Ziegeln gedeckte Standardkasernen sowie Flugplätze und Funkmeßanlagen. Längs der Straße marschieren Soldaten in Felduniform und mit MPis. Einer trägt ein Sprechfunkgerät. Unverhohlen unfreundlich schielen einige zu unserem Wagen mit dem panamaischen Nummernschild herüber.

Die Kanalzone zerschneidet Panama in zwei Teile, und so müssen die amerikanischen Behörden den Einheimischen und ihren Gästen notgedrungen die Durchfahrt erlauben. Sie tun es nicht gern und auch nicht überall. Selbst an Stellen, die nicht ausdrücklich verboten sind, wird man oft einfach nicht durchgelassen. Auch uns geht es so. Der panamaische Kollege am Lenkrad weist seinen Journalistenausweis vor. Es nützt nichts.

„Aber ich bin doch hier schon oft durchgefahren", beharrt der Kollege.

„Dann hat sich das eben geändert", erwidert der Posten unerschütterlich und mit gelangweilter Miene.

Auf der Rückfahrt sehen wir Soldaten bei Geländeübungen. In der Tat ist die Gegend hier für die Ausbildung unter tropischen Bedingungen geradezu ideal: dichter Dschungel, Berge, Hitze und fast hundertprozentige Luftfeuchtigkeit. Hier, in der Panamakanalzone, wurden auch die ersten amerikanischen Rangereinheiten für den Kampf gegen Partisanen gedrillt. Wie es hieß, um Lateinamerika vor „kommunistischen Umstürzen" zu schützen. Die meisten der Soldaten freilich wurden in den Dschungel von Vietnam sowie nach Laos und Kambodscha geschickt.

In der Kanalzone ist auch das südliche Oberkommando der US Army stationiert – eine vorgeschobene Stellung des Pentagon, die unmittelbar lateinamerikanische Länder bedroht. Weiterhin stehen hier 12000 Mann Elitetruppen.

Wir fahren an das Ufer des Pazifik. Von hier führt ein Damm zu den kleinen Inseln Perico, Culebra und Flamenco hinüber, die zwei, drei Kilometer vom Festland entfernt liegen. Sie gehören zum Marinestützpunkt Fort Amador.

„Auf den Inseln sind Militärdepots der Amerikaner",



sagt unser Begleiter. „Wir wissen, daß sie sehr tief angelegt sind. Was allerdings darin ist, kann keiner von uns sagen. Manche behaupten, es wären Atomwaffen.“

Vor Jahren, als ich zum ersten Mal in Panama war, brodelte dort noch der Zorn über die Ereignisse vom 9. Januar 1964. Mit schweren Maschinengewehren hatten die Amerikaner in eine friedliche Demonstration hineingeschossen, deren Teilnehmer gefordert hatten, neben dem Sternenbanner die Fahne Panamas zu hissen. Die Empörung über die Schießerei war so groß gewesen, daß sich die damalige Regierung Panamas gezwungen sah, die diplomatischen Beziehungen zu den USA abzubrechen. Erst ein Jahr später wurden sie wiederhergestellt, als Washingron versprach, das Abkommen über den Kanal zu revidieren.

Es verging aber einige Zeit, und die einander ablösenden Regierungen der mit den USA liierten bürgerlichen Oligarchenkreise Panamas taten alles, um den 9. Januar 1964 im Lande vergessen zu machen. Die Washingtoner Verhandlungen ergaben dann schließlich ein derart armseliges Projekt neuer Abkommen über den Kanal, daß es das damalige Parlament von Panama nicht einmal wagte, darüber zu debattieren, um nicht erneut den Volkszorn zu wecken.

In dieser Situation trat 1968 die Nationalgarde die Macht an, verbot die traditionellen Parteien und löste das Parlament auf. Anfangs schien es sich um einen klassischen Militärumsturz zu handeln, und das um so mehr, da die daran beteiligten Offiziere seinerzeit in der Kanalzone ausgebildet worden waren. Hinzu kam, daß ein Führer des Umsturzes, Oberst Moreno, den Anstoß zu Repressalien gegen die Linken gab und viele Kommunisten einsperren ließ.

Einige Monate später allerdings forderte eine Gruppe linksnationaler Offiziere unter Omar Torrijos Moreno auf, ein Flugzeug zu besteigen und das Land zu verlassen. Gleichzeitig wurde verkündet, daß das Kanalabkommen unverzüglich radikal verändert werden müsse. In Washington beschloß

Fortsetzung auf Seite 62





General Omar Torrijos Herera ist einer der den USA gegenwärtig unbequemsten Männer in Mittelamerika. Ein 1969 vom CIA gegen ihn inszenierter Putschversuch scheiterte am Widerstand der etwa 6000 Mann zählenden panamaischen Nationalgarde, die ihren Befehlshaber Torrijos bei seiner Rückkehr aus dem ihm von den Putschisten zugedachten Exil begeistert begrüßte (Bild links; der General mit Hut). Washington hat jedoch keineswegs aufgegeben; und so lassen sich im erbitterten Kampf um die Panamakanalzone durchaus noch weitere dramatische Zuspitzungen erwarten.



Macht der Ton

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob da auch wirklich Musik herauskommt, wenn diese junge Schöne hier so forsch ins Horn stößt. Nein, es scheinen nicht die wohlklingendsten Töne zu sein, wie es ihr Visavis, die zweite Mützendame, sich Ohren zuhaltend, demonstrativ ausdrückt. Doch da sie uns dabei so freundlich anlächelt, ist es wohl wiederum so ernst nicht gemeint.
Ernst ist es aber meist denen, die das geflügelte Wort gebrauchen, daß der Ton die Musik macht. Wenngleich es ihnen dabei gar nicht um Melodien geht, sondern um das Wie der Verständigung zwischen den Menschen, um den Umgangston.

Womit ich beim Thema wäre, um das es mir ebenso ernst ist: das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten in der Nationalen Volksarmee, die Art und Weise ihrer Verständigung, das „Betriebsklima" unserer Armee gewissermaßen.
Ich will an die Dinge nicht zu hoch, zu wissenschaftlich herangehen, aber immerhin erst einmal feststellen, daß die Sprache ein wesentliches Kommunikationsmittel zwischen den Menschen bildet, natürlich auch und ganz besonders in der Nationalen Volksarmee. Durch sie werden – im Befehl – unmittelbar Handlungen ausgelöst. Nicht ohne Grund verlangen die einschlägigen Dienstvorschriften in der Befehlssprache ebensolche Präzision wie im Umgang mit der Technik. „Also klare, knappe, sachliche, überlegte und eindeutige Formulierungen. Da ist kein Platz für Floskeln, höfliche Schwänzchen und lange Erläuterungen." Ohne Frage, da hat Unteroffizier Rolf Donda recht. Und in diesem Sinne darf man auch das leider noch oft gebrauchte, oder besser gesagt mißbrauchte „Diskutieren Sie nicht!" akzeptieren. Aber nur in diesem Sinne.
Feldwebel Ralf Buder, dem man nach einem halben Dutzend Dienstjahren solide Erfahrungen bescheinigen darf, möchte das „grundsätzlich klarstellen: Bei Befehlen und

Die aktuelle Umfrage



ihrer Ausführung gibt es keine Diskussionen." Klar! Wenn aber das Diskussionsverbot zum „Autoritätsersatz wird, wenn dem Vorgesetzten die Argumente fehlen, wenn er auf Fragen keine Antwort weiß", wie es dem Soldaten Otto Schönherr manchmal vorkommt, dann muß man schon darüber diskutieren.

Hauptmann Siegfried Knorr sagt dazu etwas Wesentliches: „Unsere Soldaten werden doch immer bewußter, gebildeter, kritischer. So wollen wir sie ja auch haben. So erziehen wir die jungen Leute, im Elternhaus, in der Schule, im Jugendverband und nicht zuletzt auch bei uns in der Armee – mitzudenken, sich mitverantwortlich zu fühlen, über die persönlichen Interessen hinaus das Ganze zu sehen. Also sollte man lieber öfter mal auffordern: ‚Diskutieren Sie!' Nämlich wenn es um die Ausarbeitung des Wettbewerbsprogramms geht, bei Dienstauswertungen, in der Parteigruppe oder der FDJ-Versammlung."

Wenn Leutnant Werner Kleine dagegen fordert, daß der Soldat „auch lernen muß, diskussionslos zu gehorchen, Befehle auszuführen, weil das im Krieg eine Frage von Leben oder Tod sein kann", so sehe ich zwischen diesen beiden Auffassungen durchaus keinen Widerspruch. Es kommt nur darauf an, wann und wo. Und jeder weiß das dann richtig einzuschätzen, wenn nur die rechte Atmosphäre im Kollektiv herrscht, wenn das Verhältnis zwischen Soldaten und Vorgesetzten in Ordnung ist, wenn sie sich als das begreifen, was sie sind – Klassengenossen, Kampfgefährten, die einen gemeinsamen Auftrag erfüllen.

Und dann wird man auch die richtige Tonlage finden. Vielleicht so, wie Unteroffizier Karl-Heinz Friedrich, der zwar „auf dem Gefechtsfeld mal ganz schön laut werden kann, aber nie unsachlich ist" (Gefreiter Jens Hofmann). Das bestätigen auch die anderen Genossen, und Soldat Gunthard Holtz ergänzt: „Zuerst dachten wir, das ist ein ganz Scharfer, der

will nur mit seiner Truppe glänzen. . . Aber bald hatten wir 'raus, daß er alles, was er verlangt, auch vormachen kann. Und wenn einer Schwierigkeiten hatte mit all dem vielen Neuen, Sturmgepäck zum Beispiel oder Schutzausrüstung, dann stand er nicht bloß mit der Uhr daneben, sondern half uns mit einem Hinweis oder einem Handgriff, oder sagte ‚Prima!' wenn's gut klappte."
Da haben wir ihn, den richtigen Ton, nämlich das richtige Wort im richtigen Augenblick, auch



das „Prima!" oder auch mal das „Danke!" Womit die oben erwähnte gute Atmosphäre geschaffen wird. Denn es muß nicht immer die Lautstärke, das Schreien sein, was die Stimmung eines Menschen verdirbt, auch mit einem groben Wort, mit einem ungläubigen Gesicht, einem ironischen Lächeln, einer Anspielung kann man ihn verletzen.
Feldwebel Roland Matthus gesteht den „Neuen" zwar zu, daß sie in der neuen Umgebung „manches nicht so schnell begreifen, wie's der Ausbilder gern hätte." „Aber", schränkt er ein, „da nimmt mancher ganz dummes Pulver, verlegt sich auf's Diskutieren oder spielt gar den Dummen. Und da brennt eben mal die Sicherung durch."
Sollte aber nicht, meine ich. Sicher, „man muß sich aufeinander verlassen können, dann stimmt auch der Ton. . ."
Da hat er schon recht. Aber: Die Zeit der Grundausbildung ist für den Soldaten eine Lehrzeit, da hat er viele Fragen, auf die der Ausbilder geduldig antworten muß. Ich glaube, so, wie es Unteroffizier Frank Siebert ausdrückt, stimmt die Richtung: „In der Einzelausbildung muß ich viel sprechen, erklären; befohlen wird im Gefecht."
Natürlich „gehören immer zwei dazu" (Feldwebel Roland Matthus), um das Richtige, das Vertrauensverhältnis zu erreichen, aber der Erfahrenere, der mit mehr (militärischen) Fachkenntnissen und letztendlich mit der Befehlsgewalt Ausgerüstete, und das ist der Vorgesetzte, hat zweifellos die größere Verantwortung dafür. In diesem Zusammenhang ist es ganz interessant, einige Meinungen und Vorstellungen von denen beizusteuern, die in Kürze mit den Realitäten der militärischen Grundausbildung konfrontiert werden.



Holger Metzner und Frank Bähr, beide siebzehn und GST-Mitglieder, erwarten „nicht gerade ausgesuchte Freundlichkeit, aber einen vernünftigen, kameradschaftlichen Ton." Und Manfred Weingärtner, Oberschüler, sieht seiner uniformierten Zukunft gefaßt ins Auge: „Freundliche Töne? Was soll'n die Frage? Ich krieg gesagt, was zu tun ist, und das wird getan, so gut es mir möglich ist!" Eine gewiß lobenswerte Absicht, die ihm manche Panne ersparen wird, bloß ob das ausreicht?
Michael Lemnitz, Mathe-As, Schwimmsportler, kurz vor dem Abi, hat „Manschetten": „Na ja, die Luft ist sicher







rauher. Bestimmt paßt einem nicht alles, und wenn man dann dafür angebrüllt wird. . . !? Halb eine Frage, halb eine Vorstellung, drückt Michael etwas aus, was wohl im Unterbewußtsein vieler schlummert, die's noch „vor sich haben". Ein bißchen mag diese Meinung auch beeinflußt sein von den einschlägigen Erfahrungen aus dem Überlieferungsschatz der vorausgegangenen Generation. Sicher aber auch von dem Unbekannten, von der Erwartung mancher Unbequemlichkeit und der Notwendigkeit, liebgewordene individuelle Gewohnheiten – wenigstens für achtzehn Monate – abzulegen. „Zumindest manche Lässigkeit und Nachlässigkeit, mit der man so üblicherweise oft mit anderen umspringt!" um zu diesem Kapitel abschließend noch einen aus dem „zivilen Sektor" zu zitieren, nämlich Frank Heyne, neunzehn, Kfz.-Schlosser und Soldat auf Zeit in spe.
Andere haben schon ihre Erfahrungen, und nicht die schlechtesten.
Gefreiter Jürgen Eylert hatte es sich „anfangs schlimmer vorgestellt. Im allgemeinen geht's ein wenig nüchtern zu, aber zweckmäßig. . . Mal ein lobendes Wort, dahinter spüre ich das Vertrauen meiner Vorgesetzten, das will ich auf keinen Fall enttäuschen."
Soldat Klaus Kulikowski findet seine unmittelbaren Vorgesetzten „im allgemeinen ganz in Ordnung, obwohl sie's manchmal nicht leicht haben."
Das möchten wir doch etwas konkreter.
Klaus erinnert sich an das erste Scharfschießen, an die Aufregung dabei. „Der Zugführer lag neben mir, die Ruhe selber. Er korrigierte mich, bis ich ganz ruhig schoß. . . Oder beim ersten Härtetest, da war er ständig bei denen, die's am schwersten hatten, geduldig und ruhig, spornte an und machte uns Mut – alle haben durchgehalten."
Andere Soldaten haben ähnliche Erfahrungen gemacht, vor allem bei der ersten Sturmbahn. Nicht wenige, die vorher mächtigen „Bammel" hatten, waren hinterher stolz darauf, sie bezwungen zu haben. Nicht zuletzt auch mit der indirekten Unterstützung ihrer Vorgesetzten, die im entscheidenden Moment mit Ruhe und manch helfendem Wort zur Seite standen. Oder auch, wie bei Soldat Wolf Gärtner, mit der Entscheidung, abzubrechen.
„Ich war fix und fertig, wohl mehr mit den Nerven. . .
Ich fürchtete, der Zugführer würde mich vor allen 'runterputzen. Aber er sagte bloß: ‚Das schaffen wir, Genosse Gärtner!' Nichts weiter.
Wenn der mich angebrüllt hätte. . ."
Ja wenn, aber dann wäre er kein guter Vorgesetzter, möchte man meinen.
„Es gibt keine guten oder bösen Vorgesetzten", so Major Trautmann, „nur befähigte und weniger befähigte. Der Vorgesetzte muß Vorbild sein und Vertrauen genießen, also Autorität – und diese Autorität erwirbt er durch sein persönliches Handeln im Kollektiv und vor dem Kollektiv."
Auch dann, wenn er mal eine falsche Entscheidung getroffen hat – wem passiert das nicht?
„Aber dann gibt's nur eins", meint Oberleutnant Goldhahn, „kein Vertuschen durch besondere Strenge, oder vielleicht sogar Lautstärke, sondern offen und ehrlich das Problem mit der Hilfe aller lösen. Das ist eine Forderung, die ich an jeden Kommandeur und Vorgesetzten stelle!"
Und ich möchte noch hinzufügen: Ehrlichkeit und Aufgeschlossenheit, jeder einzelne Genosse sollte diese Elle jederzeit an sich selbst anlegen.
Dann stimmt auch der Ton, das Klima im Kollektiv. Ganz ohne Floskeln und Schnörkel, aber ehrlich. *Siegfried Rudolf*

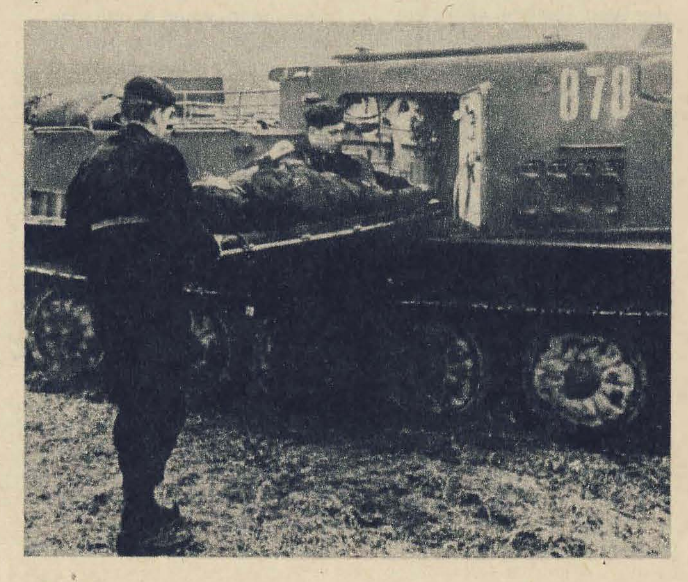


350 Stunden Unterwasseraufenthalt

In den Gdańsker Werken für Präzisionsmechanik ging ein neuartiges Tauchgerät in Produktion, das den 350stündigen Aufenthalt unter Wasser ermöglicht. Das Tauchgerät arbeitet mit einer oder mit zwei Sauerstoffflaschen. Die angegebene Tauchzeit ist sechsmal länger als die mit bisher hergestellten Apparaten. Dieser Vorteil wirkt sich vor allem bei Schiffsreparaturen und Unterwasserarbeiten im Hafenbecken aus.

OT-62 als Sankra

Den Schützenpanzerwagen OT-62 (tschechoslowakische Version des sowjetischen BTR 50) setzen die Sanitätseinheiten der Tschechoslowakischen Volksarmee als Transportmittel für Verwundete ein. Der Kampfraum wurde so umgestaltet, daß er mehrere Tragen aufnehmen kann. Die seitliche große Einstiegsluke läßt das Einschieben der Tragen bequem zu.



„Panzerkanone 68"

Vier Prototypen einer 155-mm-SFL sind in den vergangenen Monaten von der Schweizer Armee erprobt worden. Die als „Panzerkanone 68" bezeichnete Waffe soll zur weitreichenden Unterstützung des Heeres dienen. Angaben entsprechend, soll die Schußweite der Kanone 25 bis 30 km betragen. Die Gefechtsmasse der SFL wird mit 47 t angegeben. Ein MG sowie sechs Nebelwerfer vervollständigen die Bewaffnung. Als Basisfahrzeug wurde der Panzer 68 (55 km/h) gewählt.

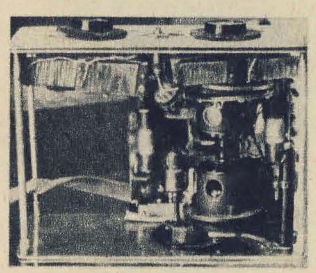
Mini-Fernsehkamera

Eine 400 Gramm schwere Mini-Fernsehkamera auf Halbleiterbasis wurde in den Labors des US-amerikanischen Elektronikkonzerns RCA konstruiert. Der Aufnahmeteil mit Siliziumelementen hat die Größe einer Briefmarke. Die Kamera, die sehr lichtstark ist, soll der Beginn einer neuen Generation von TV-Kameras sein. 1976 ist vorgesehen, das Gerät für militärische und kosmische Zwecke einsatzfähig zu haben.

Hubschraubersimulator







Die langjährige Tätigkeit der Neuerer des Kollektivs von Major Janik, Hubschrauberführer 1. Klasse, fand mit der Fertigstellung eines Hubschraubersimulators ihre Krönung. Mit dem neuen Gerät können Anfänger und Fortgeschrittene den Strecken-, Blind- und Landeanflug sowie das Ausnutzen von Bodennavigationsgeräten trainieren. Major Janik entwickelte zuerst den Simulator auf mechanischer, später auf elektronisch-elektrischer Grundlage. Auch alle Geber und den Flugwegschreiber konstruierte er gemeinsam mit seinem Kollektiv.

Neuen Effekt bei Halbleitern entdeckt

Sowjetische Wissenschaftler entdeckten kürzlich einen neuen Effekt bei Halbleitern. Fließt ein Strom durch einen Germaniumhalbleiter und ein Plasma im magnetischen Feld, so beginnen die Feldlinien zu schwingen; der Halbleiter wird zu einem schwachen Wechselstromgenerator.

Seelöwen als Minensucher?

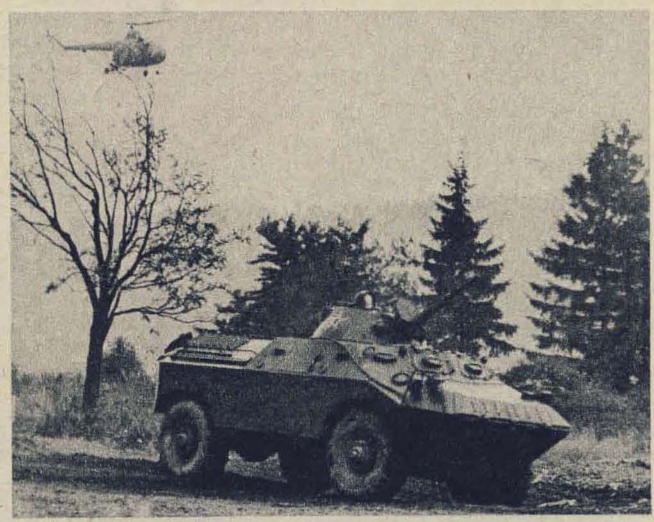
Nach den Experimenten mit Delphinen will die amerikanische Kriegsmarine neuerdings auch Seelöwen „einberufen". Die Fähigkeit dieser Tiere, in großen Tiefen akustische Signale aufzufangen, soll dazu genutzt werden, sie speziell als Minensucher einzusetzen. Die ersten Experimente sind bereits erfolgt. Es wurde versucht, die Seelöwen so abzurichten, daß sie Schlepptrossen 150 Meter tief hinabziehen. Als wichtigste Aufgabe wird das Aufspüren von U-Booten angesehen.

„Agalit", ein neuer Werkstoff aus Polen

Einen neuen verschleißfesten Werkstoff, das „Agalit", erfanden die Mitarbeiter des Warschauer Instituts für Glasindustrie. Der Werkstoff basiert auf dem bekannten Kristallglas. Er kann hohen mechanischen Beanspruchungen ausgesetzt werden, er ist chemikalienfest und gegenüber gehärtetem Stahl dreimal zäher. Im Institut für Flugzeugbau erprobte man den neuen Werkstoff in einem aggressiven chemischen Bad. Nach 1 000 Stunden waren keinerlei Veränderungen zu bemerken.

Aufklärung mit dem PSZH

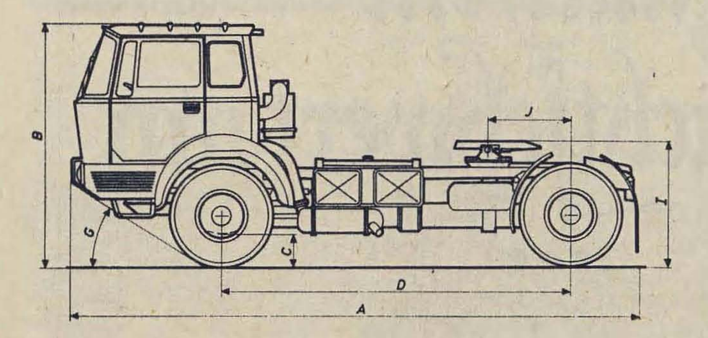
„Páncélozott Szállító Harcjármü" (PSZH) heißt der ungarische Aufklärungs-SPW, der eine Geschwindigkeit von 80 km/h erreicht. Das leichte und schwimmfähige Fahrzeug ist mit zwei MGs bewaffnet, die sich im Drehturm befinden. Die Besatzung besteht aus drei Mann.





Neue TATRA-Zugmaschine

Die Familie der bekannten TATRA-LKW 813 ist um ein Mitglied größer geworden. Aus dem 8 × 8-Schwerlastkraftwagen, aus dem bereits die Typen T 813 6 × 6 und T 813 4 × 4 im Baukastensystem entwickelt wurden, entstand nun auch eine Sattelauflieger-Zugmaschine für 30,6 Mp. Der TATRA 813 NT 4 × 4 ist leichter gebaut als sein Vorgänger. Die Parameter des T 813 8 × 8 haben für diesen Typ größtenteils gleiche Gültigkeit.



Metallorganisches Rostschutzmittel

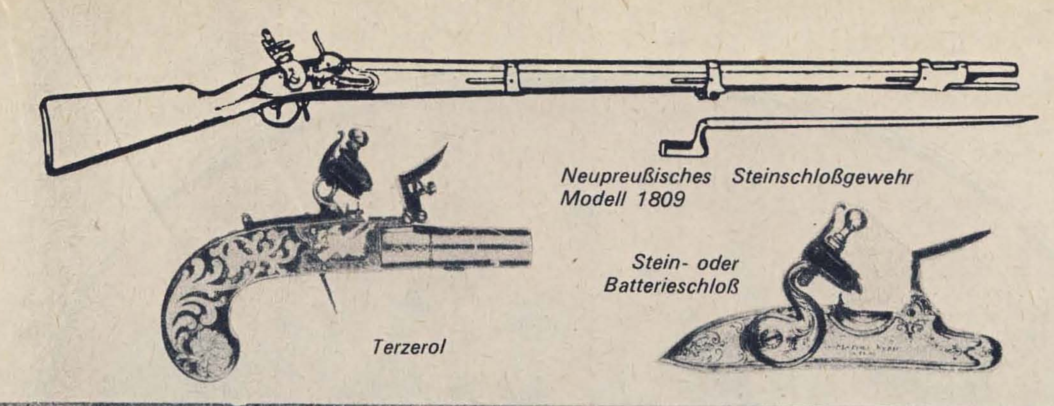
Ein in der Schweiz herausgebrachtes neuartiges Rostschutzmittel soll Korrosionseigenschaften besitzen, die besser als bei verzinktem Stahl sind. Das Überzugsmaterial vereint die Haltbarkeit und Zähigkeit von Kunststoff mit den Eigenschaften bester Wachskonservierungen. Versuche an Kfz.-Karosserien ergaben, daß sich die Haltbarkeit auf das Vierfache steigern läßt. Das neue Rostschutzmittel ist ein metallorganisches Produkt, das einen zähen, für Wasserdampf und Sauerstoff undurchdringlichen Film bildet.

„... so schnallte ich mir auch ein Schlachtschwert um ...“

Im Dezember 1849, ein halbes Jahr nach der Niederschlagung der bürgerlichen deutschen Revolution, sitzt ein junger Mann über seinen Memoiren. Was mag der Dreißigjährige seiner Umwelt mitzuteilen haben? Will er sich, wie viele seiner Gefährten in der Emigration, seiner Waffentaten rühmen? Will er das Urteil der Geschichte über den Ausgang des großen Revolutionsdebakels versöhnlicher stimmen? Die polemische Schärfe seiner Zeilen verrät, daß es ihm nicht um billige Selbstbespiegelung oder historische Rechtfertigungsversuche geht. Einer Flut giftiger Schmähungen und Verleumdungen muß ein Damm gesetzt werden. Und Illusionen sind zu zerstören.

Der „General“, wie ihn seine Freunde nennen, ist ein durch und durch streitbarer Journalist, der mit seinen politischen Gegnern eine geschliffene Klinge zu schlagen versteht. Seine sichere politische Urteilsfähigkeit bürgt dafür, daß die Hiebe nicht – wie die vieler seiner Berufskollegen – geräuschvoll, aber ziellos durch die Luft pfeifen. Die Sachkenntnis in puncto Militaria stammt noch aus der Zeit seiner kurzen militärischen Pflichtkarriere, bei der er es allerdings „nicht über den königlich-preußischen Landwehrbombardier“, den Unteroffiziersdienstgrad der Artillerie, hinaus gebracht hatte. Sein militärisches Wissen spricht eher für die außergewöhnliche Begabung unseres Mannes als für die Qualitäten preußischen Gamaschendienstes, den er oft genug zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hat. Nun schreibt er an den Sohn seines Verlegers Schabelitz: „... erst, als die Preußen kamen, ging ich nach Offenbach zu Willich*) und machte als sein Adjutant die Kampagne mit. Bald im Hauptquartier, bald vor dem Feind, stets die Korrespondenz mit dem Oberkommando führend ... in verschiedenen Gefechten und zuletzt in der Schlacht bei Rastatt hatte ich Gelegenheit, viel zu sehn und viel zu erfahren.“ So ist uns der letzte Waffengang der Revolution in einem Bericht überliefert, der durch seine kritische Schärfe, Parteilichkeit und Sachkunde besticht. Und wer wäre berufe-

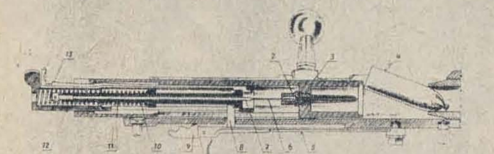
*) August Willich, Freikorpsführer 1849, emigrierte 1853 in die USA, wurde dort General der Nordstaaten.



Neupreußisches Steinschloßgewehr Modell 1809

Stein- oder Batterieschloß

Terzerol



Schnitt durch das Zündnadelgewehr von Dreyse

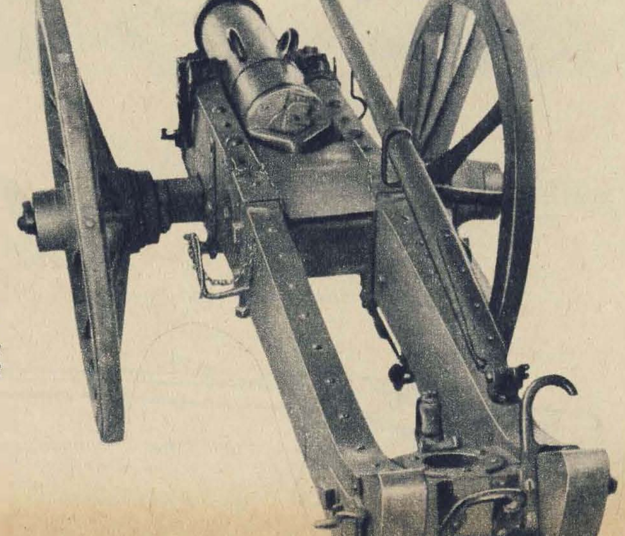


Preußische Reiterpistole

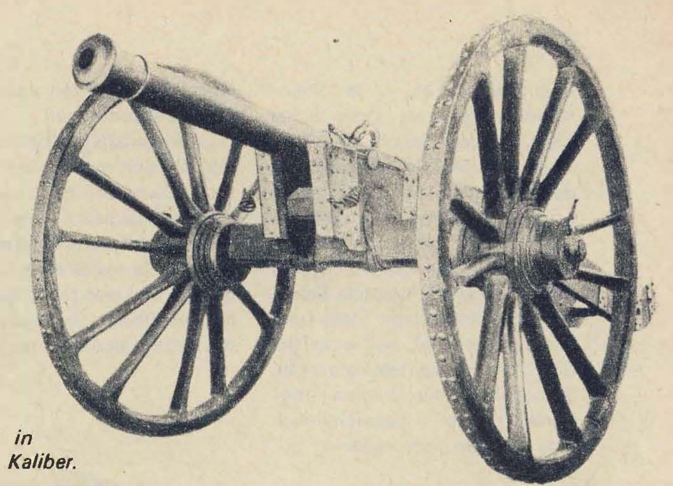


Preußisches Zündnadelgewehr Modell 41

ner dazu gewesen, ihn zu verfassen, als einer, der selbst mit der Waffe in der Hand für die Sache gestritten hatte?
Mit feiner Selbstironie kommentiert er seinen am 13. Juni 1849 gefaßten Entschluß, „ein Stück Kriegsgeschichte durchzumachen" und die Zeitung, der er fast ein Jahr lang als Redakteur angehört hatte, „honoris causa auch in der pfälzisch-badischen Armee" zu vertreten. Er vertauschte nach anfänglichem Abwarten – die verworrene politische Situation in der Pfalz hatte ihn dazu bewogen – die Feder gegen ein „Schlachtschwert". Es galt, mit dem einzigen gegen die bewaffnete Konterrevolution wirksamen Mittel die noch verbliebene Basis zu verteidigen, die der jungen Arbeiterklasse Spielraum für eine weitergehende politische Aktivität bot. Es mußte zur Waffe gegriffen werden.
Niemand kann heute noch sagen, welchem Arsenal das „Schwert" entstammte, mit dem unser Mann einst seinem Entschluß auch äußerlich Ausdruck verlieh. Zeitgenössische Illustrationen und seine eigene Schilderung besagen nur, daß der schwere Reitersäbel und der Pallasch als beliebteste Waffen der Freischärler und der Volkswehren hoch im Kurs standen. Er schreibt: „Während an Gewehren ein allgemeiner Mangel war, herrschte dagegen ein ebenso merkwürdiger Überfluß an Schleppsäbeln . . . In Kaiserslautern namentlich waren diese selbstgestempelten Offiziere gar nicht zu zählen, ertönten die Straßen Tag und Nacht vom Gerassel ihrer fürchterlichen Waffe." Vor allem die Studenten sollen sich in der Pose „von



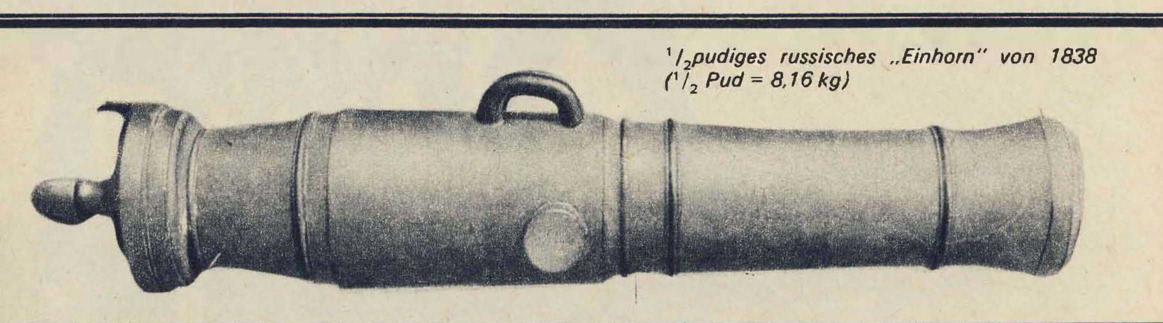
Kanonade der badischen Volkswehr-Artillerie auf die Ortschaft Kuppenheim vor Rastatt am 30. Juni 1849 (links oben). Kanone mit Linksdrall. Sie schoß mit Bleikugeln. Kaliber 42 mm.



$7^1/_2$-Pfünder. Sachsen, gegossen 1845 in Dresden. Der Vorderlader hatte 154 mm Kaliber.

Kavalleristen zu Fuß" geübt haben. Dazu muß man erklärend hinzufügen, daß die schweren Seitenwaffen der Kavallerie „lang" getragen wurden, das heißt an einem Säbelgehenk. Die Scheide lief zumeist an ihrer Spitze in einem flachen Blech, dem „Schlepper", aus, der beim Fußmarsch über das Pflaster schepperte und jenen erwünschten, martialischen Effekt auslöste.

Weniger Respekt einflößend mag der Auftritt derjenigen gewesen sein, die in Ermangelung einer Handfeuerwaffe zur Streitsense greifen mußten. Derartige, durch Strecken des Sensenblattes aus dem Arbeitsgerät der Bauern geformten Stangenwaffen hatten schon in ähnlicher Weise 325 Jahre zuvor den Aufständischen im Großen Deutschen Bauernkrieg und 1813 den Landsturmmännern als Wehr gedient. Im pfälzischen Korps standen kurz vor dem Einmarsch der Preußen 1 000 bis 1 500 „Sensenmänner". Das heißt, jeder vierte Angehörige der Revolutionsarmee war mit einer solch unzulänglichen Waffe ausgerüstet, die gegen die weittragenden Feuerwaffen der konterrevolutionären Armeekorps nahezu wirkungslos bleiben mußte. Die Feuerüberlegenheit der reaktionären Seite war bezeichnend. Dabei fiel gar nicht einmal so sehr das Zahlenverhältnis ins Gewicht, als vielmehr die qualitativen Unterschiede in der Ausstattung mit Feuerwaffen. Ein bunter Querschnitt durch die Technik und Geschichte der Hand- und Faustfeuerwaffen bietet sich dem Betrachter dar, der all die aus Zeughäusern und Waffenläden, Jagd- und Schützenvereinen, aus Privathand und vom Schlachtfeld, aus dem In- und Ausland stammenden Modelle Revue passieren läßt: Flinten und Pflasterbüchsen, Armeegewehre, Karabiner, Stutzen, Kavallerie- und Offizierspistolen, Terzerole und Drehlinge, mit Batterie- und Perkussionsschloß, mit Läufen unterschiedlicher Kaliber zwischen 12 mm und 19 mm. Ja, unser Berichterstatter verbürgt sich dafür, daß man in seinem, dem Willichschen Freikorps, bei einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe Steinschloßbüchsen aus der Waffensammlung des badischen Großherzogs zu „pistonieren", das heißt zu Perkussionswaffen umzubauen im Begriff war, um wenigstens einige Leute aus der „Sensenkompanie" zusätzlich mit halbwegs zuverlässigen Feuerwaffen ausrüsten zu können. Ein so zeitaufwendiger Umbau wird verständlich, wenn man bedenkt, daß unter normalen Witterungs-



$^1/_2$pudiges russisches „Einhorn" von 1838 ($^1/_2$ Pud = 8,16 kg)

bedingungen bei einer Steinschloßwaffe etwa jeder achte bis fünfzehnte Schuß, beim Perkussionsschloß (ein Schloß, bei dem erstmals die durch einen kräftigen Schlag des Hahnes ausgelöste Explosion eines Initialzünders genutzt wurde) nur etwa jeder dreihundertste Schuß versagte. An anderer Stelle wird darüber berichtet, daß einer der Schützen „mit seinem kolossalen Standrohr, einer wahren tragbaren Kanone" – wahrscheinlich eine für den Festungskrieg gebaute veraltete Wallbüchse – „auf ungefähr 900 Schritt einen preußischen Offizier vom Pferde" holte. Und wir verstehen den Zorn darüber, daß es die zivilen und militärischen Kommandobehörden allemal aus Respekt vor dem Fetisch „Privateigentum" verabsäumten, den vermögenden Philistern, die sich ebenso sinnlos wie geschäftig als Bürgerwehr- oder Kommunalgardisten ein revolutionäres Alibi zu verschaffen suchten, ihre Schußwaffen abzunehmen.

Die erheblichen Schwierigkeiten, die sich aus alledem für die Ausbildung und noch viel mehr für das taktische Zusammenwirken der Truppe ergaben, wird selbst jeder militärische Laie verstehen. Daß eine Munitionierung bei der Vielzahl an Kalibern und Systemen überhaupt noch möglich war, ist nur daraus zu erklären, daß eine Bleikugel schnell selbst gegossen, das individuelle Pulvermaß durch praktische Übung bald gefunden war.

Fast noch merkwürdiger wirken die Schilderungen über das Artilleriematerial der Revolutionsarmee. Rohre verschiedenster Kaliber mit unzureichenden Lafetten, schlechter Bespannung und miserabler Munition, Böller, deren Schuß bestenfalls die Pferde scheuen ließ, gehörten dazu. Lediglich die Einheiten der zur Revolution übergelaufenen badischen Linienartillerie waren dem Gegner waffentechnisch einigermaßen gewachsen. Man findet das in einem Augenzeugenbericht Gottfried Kellers über die Verteidigung Heidelbergs bestätigt: „Die Preußen haben ihren Sieg teuer erkaufen müssen, obgleich sie die Übermacht hatten. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd wie die Bäcker vor dem Backofen bei ihren Kanonen und waren noch forsch und wohlgemut dabei."

Durch den Bericht unseres Gewährsmannes hingegen klingt etwas die Enttäuschung hindurch, daß gerade in den Frei-



Sächsische Freischärler. Ihre Bewaffnung bestand aus Säbeln, Flinten, Sensen, Beilen und Pistolen.

korps die Artillerie der schlecht bewaffneten Infanterie keinen Halt zu geben vermochte, obwohl eine ganze Reihe revolutionärer Offiziere als ehemalige Artilleristen gerade im taktischen Einsatz *dieser* Waffe große Erfahrung mitbrachten.



Alle Bemühungen der pfälzischen Revolutionsorgane, in der Anfangsphase der Bewegung durch Waffenimporte die Lage der Volksarmee ein wenig aufzubessern, schlugen fehl.
„Frankreich verbot sofort die Waffenausfuhr nach Baden und der Pfalz, Preußen und Hessen ließen alle dorthin spedierten Waffen mit Beschlag belegen."
Diese Feststellung wird durch den preußischen Gesandten in Frankreich, dessen Geheimbericht sich im ehemaligen Preußischen Staatsarchiv befindet, bestätigt. Darin werden Waffenkäufe für die provisorische Regierung in Kaiserslautern gemeldet. Der Oberpräsident der preußischen Rheinprovinz hingegen berichtet schon am 24. Mai 1849 über die *Beschlagnahme* von „64 Kisten mit Gewehren und Pistolen, die via Cöln in die Schweiz sollten". An der belgischen Grenze seien neben Patronentaschen, Pulverhörnern, Brecheisen und Hämmern 260 Kisten mit Bomben und 1 462 unverpackte Bomben, sowie in Kreuznach 70 Zentner Pulver beschlagnahmt worden.
Die Reaktion ließ also keine Chance aus, eine militärische Aufwertung der sich streng in den Grenzen des eigenen Territoriums zurückhaltenden Revolutionsarmee zu unterbinden. Für die eigenen Kräfte hingegen nutzte sie konsequent den „Vorteil der Organisation". Ihre Truppen waren weitgehend einheitlich und mit dem Modernsten, was die Waffentechnik zu bieten hatte, ausgerüstet. So erprobten nach erstem zögernden Versuch bei der Niederschlagung des Dresdener Mai-Aufstandes Füsilierbataillone das Dreysesche Zündnadelgewehr (leichtes Perkussionsgewehr M 41), den ersten feldtauglichen Hinterlader in der Geschichte der Handfeuerwaffe. Allein in der Feuergeschwindigkeit (6 Schuß/min) war es dem glatten Perkussionsvorderlader um das Doppelte, der Pflasterbüchse gar um das Sechsfache überlegen. In der maximalen Schußweite (1 200 m) übertraf es den glatten Vorderlader um etwa das Doppelte. Hinsichtlich der Treffsicherheit waren allerdings die preußischen „Spitzkugelbüchsen" dem Zündnadelgewehr noch um einiges voraus. Bei dieser Waffe handelte es sich um die erst 1848 eingeführte und ebenfalls „im scharfen Schuß" erprobte Jägerbüchse M 1835/48, mit der die preußischen Jägerbataillone 5 und 8 ausgerüstet waren. Der Kommentar zum ersten Gefecht unseres Mannes (Rinnthal/Pfalz), „die Preußen schossen trotz ihrer Spitzkugelbüchsen . . . herzlich schlecht", ist für den preußischen Kommiß wenig schmeichelhaft. Aber die Feuerüberlegenheit der Henker der Revolution mußte zwangsläufig von Gefecht zu Gefecht zunehmen. Der militärische Ausgang des Feldzuges wurde mit seiner Dauer immer unzweifelhafter, zumal die in der Barrikadenschlacht – die Barrikade war im 19. Jahrhundert die wirkungsvollste, wenn auch defensive Waffe des Aufstandes – bewährten Revolutionssoldaten über wenig taktische Erfahrung im offenen und zusammenhängenden größeren Feldgefecht verfügten. Verrat und Feigheit der in den politischen und militärischen Führungspositionen sitzenden kleinbürgerlichen Kräfte bewirkten ein übriges.
Der Leser dürfte indessen längst gemerkt haben, auf welchen „Gewährsmann", auf welchen „General" wir uns stützten: Friedrich Engels, der mit seinem Bericht „Die deutsche Reichsverfassungskampagne" über eine Kritik hinausgehend den „Hunderten und Tausenden von Arbeitern, die die Kämpfe ausgefochten, die auf den Schlachtfeldern gefallen, die in den Rastatter Kasematten lebendig verfault sind" ein Denkmal setzte.
Er stellte sich selbst nach der Niederschrift die Aufgabe, nun erst recht „Militaria zu ochsen" und gab später, in seinen Vorarbeiten zum „Anti-Dühring" dem Proletariat die Lehre auf den Weg:
„. . . die allgemeine Wehrpflicht in unserer Zeit . . . sollte von allen benutzt werden, um den Kampf zu lernen, besonders aber von denen, deren Bildung es erlaubt, als einjährige Freiwillige die militärische Bildung zum Offizier sich zu erwerben."

Günter Thiede
Wissenschaftl. Mitarbeiter
im Armeemuseum der DDR

Ich liebe dich

kann heißen:
Sei doch so,
wie ich den andren,
den ich suche, sehe.
Erfüll mir meine Träume,
mach mich froh,
daß ich bestätigt
durch mein Leben gehe.





Ich liebe dich

heißt auch:
Es macht mich stolz,
daß du mich mehr
als andere begehrst.
Und daß du mir, nur mir
und keinem sonst,
in allem, was du bist,
allein gehörst.

Ich liebe dich

heißt auch:
Komm schlaf mit mir.
Es kann auch heißen:
Laß uns Kinder haben.
Ich liebe dich.
Ich bin
sehr gern bei dir.
Laß uns zusammen sein
bis zum Begraben.







Ich liebe dich

heißt auch:
Sei zu mir gut,
mach mir das Leben leicht,
das ich nicht zwinge.
Wenn ich allein wär,
fehlte mir der Mut.
Ich liebe dich,
mach, daß es mir gelinge.

Diese Verse von Heinz Kahlau wurden von Kurt Greiner-Pol vertont.

Der Trick von Scotland Yard

Dr. Christian Heermann



Mit dünnem, fahlem Zwielicht kündete sich bereits der neue Tag an, als die drei Männer in das Schlauchboot umstiegen. Die Küste der Grünen Insel war nicht mehr weit entfernt. Und dennoch mußten die drei Iren verbissen gegen die tobenden Elemente kämpfen, wenn sie noch vor Sonnenaufgang das Land erreichen wollten.

Vorbei war es jetzt selbst mit der bescheidenen Geborgenheit, die bisher das U-Boot den Männern gewährt hatte. Der Sturm peitschte die See zu hohen Wellenbergen. Für Sekundenbruchteile schwebte das kleine Boot bewegungslos auf einem Wogenkamm, um gleich darauf um Meter in die Tiefe abzusacken. Das glasig schwarz wirkende Salzwasser fraß sich rasch durch die Kleidung, und die Nässe war bald bis auf die Haut gedrungen. Doch nach 30 Minuten war es geschafft. Geschickt manövrierten die Iren ihr Schlauchboot durch die an der Uferbank aufschäumenden Wellen. Unter dem Schutz schmutzig-grauer tiefhängender Wolken, die die Morgendämmerung hinausgezögert hatten, betraten sie den Boden der Grünen Insel.

Sir Roger Casement und seine beiden Begleiter zogen das Schlauchboot aus dem Wasser, die abenteuerliche Landung war geglückt. „Wir haben haargenau die Stelle erreicht", flüsterte Casement, „die ich vorschlug. Nichts scheint sich hier in den letzten vier Jahren verändert zu haben. Dort beginnt der Waldstreifen, voll von Gestrüpp, der sich weit ins Land hineinzieht. Und dort, nach

Irland war seit dem 12. Jahrhundert englische Kolonie. Durch die zwangsweise Ausdehnung der englikanischen Reformation auf Irland kam es zu Verbindungen zwischen dem nationalen Befreiungskampf und dem Katholizismus. An der Ausbeutung der Iren änderte sich auch nichts, als Großbritannien unter dem Druck des Volkswiderstandes im Jahre 1801 die Kolonie zum Bestandteil des „Vereinigten Königreiches" erklärte. Die britische Regierung versuchte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die verschiedenen irischen Bevölkerungsgruppen gegeneinander auszuspielen, um so die Nationalbewegung für die Selbstregierung (Homerule) zu spalten. Irische Bourgeois durften in den britischen Staatsdienst treten. Roger Casement, am 1. September 1864 in Dublin geboren, nutzte diese Gelegenheit und avancierte bis zum Generalkonsul. Für seine Verdienste schlug ihn König Georg V. im Jahre 1911 zum Ritter. Ein Jahr später ließ sich Sir Roger in den Ruhestand versetzen und kehrte in seine Heimat zurück.

Im gleichen Jahr hatten das Unterhaus und die liberale Regierung Irland eine beschränkte Selbstregierung zugesichert, die jedoch von den Torys zuerst sabotiert und nach Ausbruch des ersten Weltkrieges ganz ausgesetzt wurde. Roger Casement war in seinem Herzen stets irischer Patriot geblieben. Er schloß sich der bürgerlich-nationalistischen Partei „Sinn Fein" („Wir selbst") an, die mit an der Spitze des nationalen Kampfes stand. Im Jahre 1914 ging Casement in die USA, um dort für die Homerule zu werben. Einige Monate später reiste er nach Berlin, da er in Deutschland einen Bundesgenossen sah. Der irische Patriot durchschaute nicht die imperialistischen Widersprüche, die letztlich zum ersten Weltkrieg geführt hatten. Den deutschen Imperialisten war die Sache des irischen Volkes natürlich völlig gleichgültig, doch glaubten sie, die Ziele Casements für ihre eigenen Machtinteressen ausnutzen zu können.

Als Anfang 1916 Informationen nach Berlin gelangten, daß in Dublin ein bewaffneter Aufstand vorbereitet wird, brachte ein deutsches Unterseeboot Sir Roger Casement und zwei irische Kriegsgefangene an die Küste der Grünen Insel.

Osten zu, kann man schon schemenhaft die alte Schloßruine sehen."
Seine zwei Kameraden wechselten einen raschen Blick, denn sie bemerkten mit Besorgnis, daß Sir Roger nicht nur der gebotenen Vorsicht wegen flüsternd sprach. Nur mit Mühe konnte er sich noch auf den Beinen halten.
„Ihr habt bisher das Kommando gehabt", sprachen sie auf ihn ein, „doch jetzt müßt Ihr auf unsere Meinung hören. Ihr seid von den Strapazen gezeichnet. Drei Nächte fast ohne Schlaf, das hält kein Mensch aus."
„Wir werden hier einen Platz suchen, wo Ihr etwas ausruhen könnt, und inzwischen suchen wir unsere Freunde vom Sinn Fein auf."
„Sir Roger, Ihr wißt genau, daß diese Suche lange dauern kann, denn wir müssen äußerst vorsichtig sein. Kräftigt Euch inzwischen, denn die nächsten Tage werden große Anstrengungen bringen."
Mit müdem Lächeln stimmte Casement den Vorschlägen seiner Freunde zu: „Ihr habt schon recht, Kameraden, ich glaube, es geht bei mir jetzt wirklich nicht weiter. Doch wir wollen noch rasch unser Boot verstecken." Gemeinsam hievten die drei das Schlauchboot etwa 50 Meter in das nahe Waldstück hinein, schoben es vorsichtig in dichtes Unterholz und bedeckten es sorgfältig mit Zweigen. Für einen Fremden war es bei oberflächlicher Betrachtung nicht mehr zu sehen. Kurz danach schleppte sich Casement zu der Ruine, und dort dauerte es nicht lange, bis er in einen bleiernen Schlaf fiel. Durch die letzten Vorbereitungen für die Rückkehr in die Heimat hatte er tatsächlich fast drei Tage und drei Nächte keine Ruhe gefunden und war somit völlig erschöpft. Seine Kameraden wollten am Abend an der Ruine eintreffen, um dann gemeinsam die nächsten Aktionen vorzunehmen. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Drei Stunden waren vergangen. Ohne es zu beabsichtigen, wurde der irische Farmer Henry Winn zum Verhängnis für Sir Roger Casement. Am vergangenen Tage fehlten in seiner weidenden Rinderherde zwei Tiere. Ob entlaufen oder gestohlen, das blieb unklar. Jedenfalls machte er sich am frühen Morgen des 21. April 1916 nochmals auf die Suche. An der Küste entdeckte er zwar nicht seine gesuchten Rinder, wohl aber die Spuren der Landung, und sein Hund führte ihn dann rasch zu dem versteckten Schlauchboot.

Da sich in der letzten Zeit schon einige Male ganze Gruppen von Dieben in der Gegend herumgetrieben hatten, glaubte Winn, einen Zusammenhang zwischen seinen verschwundenen Kühen, neuen Kriminellen und dem aufgespürten Schlauchboot zu sehen. Obwohl er für die britischen Behörden nichts übrig hatte, informierte er die Polizei.

Eine große Suchaktion lief an. Mittags gegen 13 Uhr wurde Casement unsanft geweckt. Er öffnete die Augen und blickte in einen Gewehrlauf. Vor ihm stand ein britischer Polizist. „Keine

Bewegung", forderte der Uniformierte, „sonst ist dein Leben keinen halben Penny mehr wert." Dann rief er weitere Konstabler nach der Ruine. „Weshalb diese Aufregung?", erwiderte Casement. „Ich bin Schriftsteller. Heute früh um acht Uhr bin ich von Dublin weggefahren, und hier wollte ich nur etwas ausruhen."
Die Polizisten öffneten einen Rucksack, den er bei sich hatte. Der Inhalt – Fernglas, ein Revolver und Munition, Landkarten und anderes – paßte nun freilich nicht zu einem Schriftsteller. Sir Roger Casement mußte den Polizisten folgen.
Bei der gründlichen Durchsuchung seiner Sachen zeigte es sich, daß er unvorstellbar leichtsinnig gewesen war. In seiner Manteltasche steckte sogar noch die Fahrkarte, die er von Berlin nach Wilhelmshaven benutzt hatte. Datum: 20. April 1916. In einer anderen Tasche fanden die Polizisten einen Codeschlüssel. So dauerte es nur kurze Zeit, bis seine Identität feststand. Am 23. April wurde Sir Roger Casement von Dublin nach London gebracht und sofort zu Scotland Yard transportiert.
Zu den verschiedenen Abteilungen der berühmten Londoner Polizeibehörde gehörte damals wie heute die „Special Branch". 1884 zur Bekämpfung der irischen Homerule-Bewegung gegründet, bekam sie bald weitere ähnliche Aufgaben und wurde so zur politischen Polizei Großbritanniens. An ihrer Spitze stand 1916 ein Mann namens Sir Basil Thomson. Seit einigen Tagen hielt sich der Polizeichef in Brighton auf. Er war mit der Absicht in das Seebad gefahren, hier die Ostertage zu verbringen. Am Abend des 23. April schickte er sich gerade an, in sein Bett zu klettern, als das Telefon klingelte. „Damned", fluchte Sir Basil und nahm den Hörer ab. Mit wachsender Spannung hörte er die Mitteilung. „Vorläufig wird nichts unternommen", befahl er zum Schluß. „Noch in der Nacht kehre ich nach London zurück, um mir den ehrenwerten Sir Roger selbst vorzunehmen."
Schon zwei Stunden später saß er im Fond seines Wagens und ließ sich in die Hauptstadt fahren. Sir Basils Gedanken schweiften in die Vergangenheit zurück. Er dachte an seine Zeiten als Verwaltungschef der Tongainseln und als Zuchthausdirektor von Dartmoor. Manche harte Nuß gab es da zu knacken, und mit diesem Burschen, der sich jetzt einbildete, Geschichte machen zu können, wollte er schon rasch fertig werden. Die dicke Mappe in seinem Büro würde ihm dabei gute Dienste leisten. Wirklich ein guter Einfall, sagte sich Thomson, daß man fast jeden Schritt von Casement nach dessen Ausscheiden aus dem diplomatischen Dienst hatte beobachten lassen. Wenngleich einiges von seinem Aufenthalt in Deutschland noch unbekannt war, insgesamt konnte man den Agenten der Special Branch doch gute Arbeit bescheinigen. Sir Basil war stolz auf seine Abteilung.
In London fuhr Thomson zuerst in seine Wohnung, machte sich unter der Dusche frisch, und kurze Zeit später traf er am Victoria Embankment ein. Die erste Tageshälfte verbrachte er damit, den Dossier über Casement nochmals gründlich durchzusehen.
Der Mittag war vorüber, und er wollte sich gerade den Verhafteten vorführen lassen, als er zum Polizeipräsidenten gerufen wurde. Dort waren die leitenden Beamten des Yard versammelt, um eine aufregende Nachricht entgegenzunehmen: Das Volk von Dublin hatte sich erhoben, und der Dichter Patrick Henry Pearse war zum Präsidenten der Republik Irland ausgerufen worden. „Gentlemen", schloß der Chef des Yard die kurze Besprechung, „das Königreich ist in Gefahr. Alle Macht wird aufgeboten, um diese sogenannten Patrioten niederzuwerfen. Von Euch, Sir Basil, erwarte ich rasches Handeln. Ihr habt diesen Casement, und von ihm wollen wir die Namen der Verschwörer erfahren."
Dann begann das Verhör. Thomson sah seine große Stunde gekommen. Nicht Casement, sondern er würde jetzt Geschichte machen, und zwar durch das Aufspüren aller Verräter an der heiligen Sache des Königs.
Thomsons Taktik beim Verhör war ein Gemisch aus Freundlichkeit, Zermürbung und Hohn.
„Freue mich ehrlich, Euch wiederzusehen, Sir Roger", begrüßte er den Iren. „Wir wollen doch zuerst einmal etwas über die Zeit seit unserer letzten Begegnung plaudern. Einige Jahre liegt das nun schon zurück." Dreimal mußte Casement seine Tätigkeit in dieser Zeit schildern. „Wieviel Geld habt Ihr denn von den Deutschen bekommen?" fragte Thomson.
Casement lächelte stolz, als er erwiderte: „Mehrere Male hat man mir Geld angeboten, aber ich habe das stets abgelehnt. Für jeden Iren ist es ehrenhaft, für Irland zu kämpfen, und ich habe meine ganze Kraft für meine Heimat eingesetzt. Aber für so etwas läßt man sich nicht bezahlen."
„Meine Hochachtung, edler Ritter", höhnte Thomson, „aber so einen Kampf kann man nicht allein ausfechten. Mit wem wolltet Ihr Euch denn nach der Landung treffen?"
„Ich bin kein Verräter an der Sache meines Vaterlandes. Von mir werdet Ihr nie irgendeinen Namen erfahren."
Drei volle Tage zog sich das Verhör hin, und Thomson mußte erkennen, daß bei solchem Stand der Dinge Casement in einem Prozeß unweigerlich in die Rolle eines Märtyrers gedrängt wurde. Um das zu vermeiden, bestellte er einige Zeitungsleute zu sich. Schon gleich nach Casements Verhaftung war unter anderem bekanntgegeben worden – voreilig, wie Thomson meinte –, daß man im Gepäck der drei Iren in der Ruine keine nennenswerten Geldbeträge gefunden hatte. Eine Story vom bezahlten Agenten konnte jetzt nicht mehr glaubhaft

gemacht werden. So erfand Sir Basil eine andere Geschichte, die er den Reportern kreierte:
„Wir haben die ehemalige Wohnung von Sir Roger Casement erneut gründlich durchsuchen lassen, und wir haben dabei die Tagebücher des Hochverräters gefunden. Sie werden uns sicherlich neue Aufschlüsse über die Persönlichkeit dieses Menschen liefern."
Thomson hatte nicht zuviel versprochen. Schon wenige Tage später tischte er den Pressereportern folgende Story auf: „Ich habe diese Tagebücher gelesen, und ich bin entsetzt über das, was ich gelesen habe. Sir Roger Casement ist gewohnheitsmäßig homosexuell. Er ist nicht davor zurückgeschreckt, seine Schweinereien bis ins kleinste Detail exakt zu beschreiben. In der Wohnung des Iren sind die unglaublichsten Dinge geschehen."
Die natürlichste Sache der Welt wäre es angesichts dieser „detaillierten Beschreibung" gewesen, einige Zeugen für jene Orgien zu präsentieren – falls Thomsons Behauptungen der Wahrheit entsprachen. Aber es gab keine Zeugen, und George Bernard Shaw, der große irische Dichter, charakterisierte diese angeblichen Tagebücher öffentlich als das, was sie waren: Fälschungen von Scotland Yard, um den Kampf Irlands zu diffamieren. Eine große Londoner Illustrierte, die Thomsons Storys in geschmackloser Aufmachung kolportierte, mußte sich von Casements Angehörigen sogar ein Rechtsverfahren wegen „Contempt of Court" (Mißachtung des Gerichts) gefallen lassen. Ein Angeklagter darf vor der Verurteilung nicht öffentlich einer Tat beschuldigt werden, weil das die Geschworenen beeinflußt.
Scotland Yard und Staatsanwaltschaft ließen die Version von der Homosexualität nicht fallen. Sie brauchten für den Prozeß einen ehrlosen Angeklagten, um von vornherein möglichen Protesten entgegenwirken zu können.
Die Ereignisse in Irland hatten inzwischen selbst unter den Verbündeten Großbritanniens einen Schock ausgelöst. Nach siebentägigem heldenhaften Widerstand der Patrioten, besonders der bewaffneten Arbeiterformationen, schossen britische Soldaten die letzten Aufstandszentren zusammen. 3499 verhaftete Iren, 171 Militärgerichtsverfahren und 15 sofort vollstreckte Todesurteile ergaben eine traurige und blutige Bilanz. Im Falle Casement wollte man eine solche Schockwirkung vermeiden, zumal seit einigen Jahrhunderten erstmals wieder ein Ritter des Hochverrates angeklagt werden sollte. So wurde alles getan, um Casement weiter zu verunglimpfen.
Auf einer neuerlichen Pressekonferenz verteilte ein Offizier der Special Branch Fotokopien der ominösen Tagebuchseiten. Das war, selbst von den Fälschungen abgesehen, eine skandalöse Verletzung der geltenden Straßfprozeßbestimmungen und konnte sogar zur Niederschlagung der Anklage führen. Um das zu vermeiden, wurde die Weiterverbreitung jener Fotokopien rasch unterbunden, und der inzwischen für den Prozeß gegen Casement als Ankläger nominierte Erste Kronanwalt, Sir Frederick E. Smith, versuchte es mit einem neuen Trick. Er übermittelte Kopien des ominösen Tagebuches an den Verteidiger, den irischen Anwalt A. M. Sullivan, und bat um eine Unterredung.
„Euch wie uns geht es doch nur darum", begann Smith heuchlerisch, „den Kopf des bedauernswerten Sir Roger zu retten. Deshalb habe ich Euch, Mr. Sullivan, Einblick in das Tagebuch gewährt." – „Und wie stellt Ihr Euch das vor?"
„Das ist doch ganz einfach. Casement ist homosexuell, und so plädiert Ihr auf ‚Schuldig, aber nicht zurechnungsfähig'! So ist Sir Roger gerettet und muß nur für einige Zeit in eine Heilanstalt eingewiesen werden."
„Hier habt Ihr die schmutzigen Fälschungen zurück", rief Sullivan voller Empörung. „Wir weigern uns, von diesen erfundenen Schweinereien auch nur Kenntnis zu nehmen, und das Anerkennen einer Schuld kommt überhaupt nicht in Frage."
So mußte Sir Frederick seine Taktik für den Prozeß ändern. Die Verhandlungen begannen am 26. Juni 1916.
„Der Gefangene hat ein verzweifeltes Hasardspiel getrieben", schmetterte der Ankläger in den Saal, „und er hat verloren. Heute wird dafür der Einsatz gefordert."
Nach einer Rede voller Beschimpfungen bat Sullivan um das Wort: „Die Anklage stützt sich auf ein Gesetz aus dem Jahre 1351. Die Verteidigung erhebt dagegen Einspruch. Dieses Gesetz wurde vor 565 Jahren für das Gebiet von England und Wales proklamiert. Zu keiner Zeit ist die Gültigkeit dieses Gesetzes auf irisches Territorium erweitert worden."
Lord Viscont Reading, der als oberster britischer Richter den Vorsitz der Verhandlung führte, wies den Einspruch zurück.
Formaljuristisch stand die Anklage auf schwachen Füßen, denn Verteidiger Sullivan machte geltend: „Mein Mandant hat sich im Jahre 1912 der Bewegung angeschlossen, die für nichts anderes als für die Verwirklichung des Unterhausbeschlusses kämpfte, der Irland eine gewisse Selbständigkeit zusicherte. Das ist keine Gesetzwidrigkeit. Illegal waren vielmehr die bewaffneten Banden, die die Durchführung des Unterhausbeschlusses sabotierten."
Der Ankläger wurde zunehmend unruhig, denn jetzt schien seine eigene verbrecherische Vergangenheit zur Sprache zu kommen. Als nämlich 1912 Irland eine begrenzte Selbstverwaltung erhalten sollte, organisierten die Konservativen bewaffnete Banden, die die Arbeit des gesamtirischen Parlamentes verhinderten. Und an der Spitze jener Horden stand kein anderer als jener Sir Frederick E. Smith. Jetzt erhob er Einspruch gegen die

Argumentation des Verteidigers – das gehöre nicht hierher. Und Reading stimmte dem Einspruch zu.
Dann beschuldigte der dubiose Sir Frederick den Angeklagten, in deutschen Diensten gestanden zu haben. „Ich kämpfte für Irland, aber nicht für Deutschland", erwiderte Casement.
Sir Basil Thomson, Hauptzeuge der Anklage, konnte hier auch nicht weiterhelfen. Er hatte keinerlei Beweise beibringen können, daß Casement von deutscher Seite Geld erhalten hatte. Der Versuch, den Iren als deutschen Agenten zu verunglimpfen, scheiterte auch vor Gericht.
Die folgenden Ereignisse des Prozesses lagen unter dem Niveau von drittklassigen Kriminalstorys. Am Beginn eines neuen Verhandlungstages forderte der Ankläger das Wort. Dann erzählte er seine Räuberpistole: „Am Abend des vergangenen Tages haben sich einige Detektive von Scotland Yard noch etwas im Gerichtssaal umgesehen. Dabei fiel ihnen ein Bündel von Papieren auf, das unter dem Stuhl lag, auf dem zuvor der Angeklagte gesessen hat." Smith legte, um die Wirkung seiner Worte zu steigern, eine kurze Pause ein und setzte dann fort: „Eure Lordschaft, meine Herren Geschworenen! Diese Papiere erwiesen sich als hochbrisantes Material. Sie beweisen eindeutig die Schuld des Angeklagten. Hier haben wir einen Vertrag, der im Dezember 1914 zwischen Sir Roger Casement und dem deutschen Generalstab abgeschlossen wurde. Daraus geht hervor, daß der Angeklagte in Irland eine bewaffnete Brigade aufstellen sollte, um sie dann in Ägypten gegen die Truppen seiner Majestät kämpfen zu lassen."
Allen Ernstes wollte Smith glaubhaft machen, Casement habe ein für ihn äußerst gefährliches Belastungsmaterial unter seinem Stuhl liegen lassen. Wahr an der Geschichte von einer bewaffneten Brigade ist nur soviel, daß Casement bei seinem Aufenthalt in Deutschland auch die Absicht hatte, aus Kriegsgefangenen im Lager Limburg eine „Irische Brigade" aufzustellen, die dann in Irland für die Unabhängigkeit der Grünen Insel kämpfen sollte.
Dieser Plan aber scheiterte, teils wegen der heterogenen Zusammensetzung der Gefangenen – es waren ausnahmslos Iren, die einst freiwillig der englischen Fahne folgten –, teils aber auch an deutschen Widerständen. Abgesehen von bestimmten Kriegsrechtsvorschriften, an die sich die deutschen Imperialisten in der Anfangsphase des Krieges noch hielten und die Casements Plan entgegenstanden, wäre es kaum möglich gewesen, eine solche Brigade nach Irland zu bringen. Die Seeblockade durch die britische Flotte war recht wirkungsvoll.

Illustrationen: Karl Fischer



Zu einem Vertrag über eine solche Brigade, gar noch mit dem ominösen Einsatzziel in Ägypten, kam es jedenfalls nicht, und so verfiel Sir Frederick E. Smith auf die Idee, entsprechendes „Material" zu fabrizieren. Von den Geschworenen äußerte keiner einen Zweifel, ob der Erste Kronanwalt des Landes die Wahrheit gesprochen hatte. Sie schauten sich zwei Stunden lang das „Belastungsmaterial" an und einigten sich dann auf ihren Spruch: „Schuldig".
Vor der Verkündung des Strafmaßes nutzte Sir Roger Casement eine Möglichkeit, die das Gesetz zuließ. Er gab eine Erklärung ab und sagte unter anderem: „Ich soll auf Grund eines Gesetzes verurteilt werden, das vor 565 Jahren verkündet wurde und nie in Irland Rechtskraft besaß. Ein solches Gesetz aber wird benutzt, um einen Iren um Leben und Ehre zu bringen, nur weil er sich für sein eigenes Volk eingesetzt hat. Das ist kein irisches

Fortsetzung auf Seite 94



Offiziersberufe Landstreitkräfte

Die Landstreitkräfte sind die zahlenmäßig stärkste Teilstreitkraft der Nationalen Volksarmee. Zu ihnen gehören viele Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste. Ihre Bewaffnung und Ausrüstung, die infolge der revolutionären Veränderungen im Militärwesen ständig vervollkommnet werden, entsprechen den Anforderungen des modernen bewaffneten Kampfes. Im Gefecht wirken sie untereinander und mit den anderen Teilstreitkräften eng zusammen, um die gegnerischen Streitkräfte auf dem Lande zu zerschlagen, das gegnerische Territorium einzunehmen und zu behaupten. Die mot. Schützen bilden zusammen mit den Panzertruppen die Hauptstoßkraft. Ihre moderne Bewaffnung und Ausrüstung geben ihnen hohe Feuerkraft, große Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit; sie sind zu relativ schnellen Märschen über große Entfernungen und im unwegsamen Gelände fähig und können auch auf dem Luftwege in den Kampf geführt werden.

Allgemeine Voraussetzungen für das Studium

Für die Ausbildung an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" in Löbau/Zittau können sich männliche Jugendliche, vor allem junge Arbeiter, bis zum 23. Lebensjahr bewerben. Sie sollen klassen- und staatsbewußt sein, gesellschaftlich aktiv arbeiten und ihre staatsbürgerlichen Pflichten vorbildlich erfüllen. Sie müssen bereit sein, als Offizier des aktiven Wehrdienstes entsprechend der Dienstlaufbahnordnung zu dienen. Für das Studium werden der Abschluß der EOS bzw. der Berufsausbildung mit oder ohne Abitur vorausgesetzt. Bewerber mit 10-Klassenabschluß erwerben vorher die Hochschulreife.

Bewerbung und Zulassung

Die Bewerbung für den Offiziersberuf erfolgt im wesentlichen im 9. Schuljahr. Sie ist beim örtlich zuständigen Wehrkreiskommando vorzunehmen. Dort erhält der Offiziersbewerber Auskünfte über die möglichen Ausbildungsprofile sowie über Inhalt und Ablauf der Ausbildung. Das Wehrkreiskommando berät den Bewerber auch über die entsprechende Laufbahnausbildung bei der GST und die Arbeit in einem FDJ-Kollektiv junger Offiziersbewerber. Vor Beginn des Studiums prüft die Offiziershochschule, ob der Bewerber für die Offizierslaufbahn geeignet ist. Dabei werden auf der Grundlage der Bewerbungsunterlagen (Beurteilungen, Zeugnisabschriften usw.) die politischen, charakterlichen und bildungsmäßigen Voraussetzungen festgestellt; es gibt ferner eine Sportprüfung (in den Disziplinen Klettern, Klimmziehen, Handgranatenweitzielwurf und 1000-m-Lauf) und eine ärztliche Untersuchung. Danach wird über die Eignung und Zulassung entschieden.

Welche Fachrichtungen gibt es?

Die Offizierskader für die Landstreitkräfte werden in drei Jahren in folgenden Ausbildungsprofilen qualifiziert:

- Kommandeure von mot. Schützeneinheiten
- Kommandeure von Panzereinheiten
- Kommandeure von Artillerieeinheiten
- Kommandeure und Leiter von Raketeneinheiten
- Offiziere des raketentechnischen Dienstes
- Offiziere des waffentechnischen Dienstes
- Kommandeure von Fla-Raketen-Einheiten
- Kommandeure von Flakartillerie-Einheiten
- Offiziere des funktechnischen Dienstes der Landstreitkräfte
- Kommandeure von Pioniereinheiten
- Kommandeure von Einheiten der chemischen Abwehr

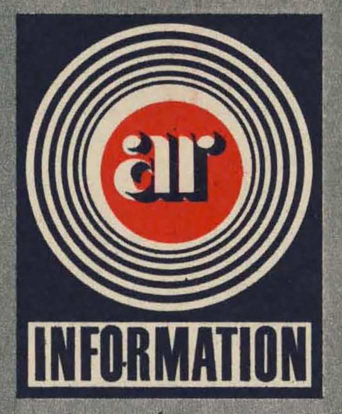
- Kommandeure und Offiziere der Nachrichteneinheiten
- Offiziere der Rückwärtigen Dienste
- Offiziere des panzertechnischen und Kfz.-Dienstes

Inhalt der Ausbildung

Die Offiziersschüler erhalten eine solide, erweiterungsfähige und anwendungsbereite gesellschaftswissenschaftliche, militärische und militärtechnische sowie mathematisch-naturwissenschaftliche Grundausbildung.
Insgesamt fallen etwa 20% auf die gesellschaftswissenschaftlichen Fächer wie dialektischer und historischer Materialismus, Wissenschaftlicher Sozialismus, Politische Ökonomie/Militärökonomie, Politische Führung und Erziehung, Geschichte der Arbeiterbewegung und Militärgeschichte, Militär-Pädagogik/-Psychologie und Polit-Technik.
Die militärische und militärtechnische Ausbildung macht 50 bis 55% aus, die führungswissenschaftliche, mathematisch-naturwissenschaftliche und technische Grundlagen- sowie Fremdsprachenausbildung 20 bis 25%. Jedoch ist das in den einzelnen Profilen unterschiedlich. Etwa 5% der Gesamtausbildungszeit nimmt die militärische Körperertüchtigung ein. Daraus ergibt sich, daß an der Offiziershochschule rund 55% der Gesamtausbildungszeit in allen Fachrichtungen einheitlich durchgeführt wird.

Ablauf der Ausbildung

Das Studium beginnt mit der militärischen Grundausbildung. Bis zum Ende des 1. Lehrjahres werden die Offiziersschüler mit den wichtigsten dienstlichen Pflichten des Gruppenführers bzw. eines Gleichgestellten vertraut gemacht. Im 2. Jahr lernen sie charakteristische Aufgaben eines Zugführers zu lösen und werden in die Aufgaben eines Kompaniechefs eingeführt. Im 3. Lehrjahr werden sie befähigt,



sofort und umfassend alle Aufgaben eines Zugführers oder eines Gleichgestellten zu lösen; die Ausbildung zur Lösung der Aufgaben eines Kompaniechefs und Gleichgestellter wird fortgesetzt und weiter vertieft.
Wöchentlich werden 36 Ausbildungsstunden zu je 45 Minuten durchgeführt; ferner sind monatlich 50 Stunden Selbststudium sowie 8 bis 10 Stunden militärisches Training vorgesehen.
In den letzten sechs Monaten ihres Studiums (einschließlich Truppenpraktikum) erhalten die Offiziersschüler eine spezielle Ausbildung für ihren unmittelbaren Einsatz in der Offiziersdienststellung, für die sie vorgesehen sind.
Das Truppenpraktikum umfaßt insgesamt drei Monate und wird jeweils im 2. und im 3. Lehrjahr absolviert.
Die Ausbildung endet mit einer Offiziersprüfung. Nach erfolgreichem Abschluß werden die Absolventen zum Leutnant ernannt und in ihre erste Offiziersdienststellung eingesetzt. Der Hochschulabschluß wird beurkundet. Die Absolventen sind berechtigt, folgende zivile Berufsbezeichnungen zu führen:
- Kommandeure von mot. Schützen-, Panzer-, Artillerie-, Flakartillerieeinheiten als „Hochschulingenieurökonom",
- Kommandeure und Offiziere anderer Ausbildungsprofile als „Hochschulingenieur",
- Offiziere der Rückwärtigen Dienste als „Hochschulökonom".

Nachstehend einige ausgewählte Ausbildungsprofile:

Kommandeure von mot. Schützeneinheiten

Ihre Ausbildung ist gekennzeichnet von den vielseitigen Aufgaben der mot. Schützen. Charakteristisch für diese Waffengattung ist die Vollmotorisierung. Erreichten gut trainierte Soldaten der früheren Infanterie ein Marschtempo von 50 bis 80 km je Tag, so schaffen die mot. Schützen heute mit ihren modernen Gefechtsfahrzeugen 30 bis 40 km je Stunde. Moderne Waffen verleihen ihnen eine hohe Feuerkraft. Ihre moderne Struktur und Gliederung, die auch Panzer, Raketen, Artillerie, Truppenluftabwehr und Spezialtruppen einschließt, macht sie zu einer universellen Waffengattung.
Auf diese Vielfältigkeit werden die Absolventen vorbereitet. Neben den Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten der eigenen lernen sie auch die aller anderen Waffengattungen der Landstreitkräfte sowie die der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung kennen. Für dieses Ausbildungsprofil eignen sich Abiturienten sowie Bewerber aus allen Berufsgruppen, die über gute schulische und

berufliche Leistungen verfügen. Sie können nach erfolgreichem Abschluß der Offiziershochschule eingesetzt werden als:

- Zugführer eines mot. Schützen-Zuges in einem mot. Schützen- oder einem Panzertruppenteil,
- Zugführer eines Aufklärungszuges,
- Zugführer eines Fallschirmjägerzuges.

In ihrer Funktion sind sie voll verantwortlich für die politische, militärtaktische und -technische Ausbildung und Erziehung der ihnen anvertrauten jungen Wehrpflichtigen sowie für die Pflege, Instandhaltung und Einsatzbereitschaft der Kampftechnik.

Nach Vervollkommnung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten und Aneignung weiterer praktischer Erfahrungen können sie als Kompaniechef oder in gleichgestellten Dienststellungen eingesetzt werden. Durch den Besuch weiterer Lehrgänge verschiedener Art wird ihr an der Offiziershochschule erworbenes Wissen und Können periodisch erweitert und aktualisiert.

Aus den Reihen der mot. Schützen-Kommandeure geht der Nachwuchs für Kommandeure bzw. Offiziere von Stäben der Truppenteile und allgemeinen Verbände der Landstreitkräfte hervor. Ihre besondere Verantwortung besteht darin, im modernen Gefecht das Zusammenwirken aller Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste zu organisieren und die einheitliche Führung der Truppen zu gewährleisten, damit die Kampfaufgaben erfolgreich gelöst werden.

Kommandeure von Panzereinheiten

Die Panzereinheiten der NVA, mit modernen mittleren Panzern ausgerüstet, bilden die Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte. Sie handeln im Gefecht gemeinsam mit den mot. Schützen und den anderen Waffengattungen. Ihre besonderen Kennzeichen sind hohe Beweglichkeit und Geländegängigkeit, starke Feuer- und Stoßkraft.

Als Kommandeure von Panzereinheiten eignen sich Abiturienten und gute Facharbeiter aus metallverarbeitenden und Kfz.-Berufen sowie Traktoristen und Maschinisten. Wie bei den mot. Schützen werden auch diese Offiziersschüler in die Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten anderer Waffengattungen eingewiesen, mit denen sie zusammenwirken.

Die Absolventen werden eingesetzt als

- Zugführer eines Panzerzuges oder
- Zugführer eines Aufklärungszuges.

In diesen Funktionen sind sie voll verantwortlich für Erziehung, Ausbildung und Einsatz der ihnen unterstellten Panzerbesatzungen sowie für die Pflege, Instandhaltung und Einsatzbereitschaft der Kampftechnik. Bei Eignung und Bewährung in der praktischen Arbeit können sie als Kompaniechef oder in gleichgestellten Dienststellungen eingesetzt werden. Zur Vorbereitung für höhere Dienststellungen ist der Besuch von Qualifizierungslehrgängen möglich.

Kommandeure und Leiter von Raketeneinheiten

Dieses Ausbildungsprofil umfaßt alle operativen Spezialrichtungen bei den Raketentruppen der Landstreitkräfte der NVA. Die Raketentruppen sind die Hauptfeuerkraft der Landstreitkräfte. Durch Schläge mit Raketen unterschiedlicher Art und Reichweite schaffen sie wesentliche Voraussetzungen für erfolgreiche Gefechtshandlungen der mot. Schützen- und Panzertruppenteile in allen Gefechtsarten.

Neben dem Studium der Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten aller Waffengattungen der Landstreitkräfte werden die Offiziersschüler auch mit denen der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, der Volksmarine und der Grenztruppen vertraut gemacht.

Nach Abschluß der Offiziershochschule können die Absolventen in verschiedenartigen Kommandeurs- und Spezialdienststellungen der Raketentruppen der Landstreitkräfte eingesetzt werden. Weitere Entwicklungsmöglichkeiten bieten sich ihnen vorwiegend in der Kommandeursrichtung als

- Kommandeur größerer Raketeneinheiten bzw. in entsprechenden Stabsdienststellungen,
- Kommandeur von Raketentruppenteilen bzw. in Dienststellungen höherer Stäbe.

Auch in diesem Ausbildungsprofil besteht die Möglichkeit, sich in Lehrgängen für höhere Dienststellungen zu qualifizieren.

Möglichkeiten der Weiterentwicklung

Sie bestehen in allen Ausbildungsprofilen vor allem für Kommandeure. Der Kommandeur führt und leitet als Vorgesetzter den gesamten Erziehungs- und Ausbildungsprozeß der ihm unterstellten Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Er ist Vorgesetzter von militärischen Kampfkollektiven verschiedener Größenordnungen. Seine Tätigkeit ist in politischer, operativ-taktischer, militärtechnischer und pädagogischer Hinsicht besonders interessant und vielseitig. Sie bietet daher eine breite Skala von Einsatzmöglichkeiten.

Bei entsprechender Eignung und Neigung ist die Entwicklung zum Politoffizier oder zum Lehroffizier an Lehreinrichtungen der NVA möglich. Für Politoffiziere erfolgt die Ausbildung an der Militärpolitischen Hochschule der NVA „Wilhelm Pieck" in Berlin, die mit dem Grad eines Diplom-Gesellschaftswissenschaftlers abgeschlossen wird. Nach einigen Jahren erfolgreicher Tätigkeit und praktischer Bewährung in der Truppe kann sich der Offizier für das Studium an der Militärakademie der NVA „Friedrich Engels" bewerben, wo er den akademischen Grad

eines Diplom-Gesellschaftswissenschaftlers, Diplom-Militärwissenschaftlers oder Diplomingenieurs erlangen kann. Der Abschluß der Offiziershochschule ist dazu bereits die formelle Voraussetzung. Auch die Tore sowjetischer Militärakademien stehen den Absolventen der Offiziershochschule offen.

Dienstbezüge der Offiziersschüler

Die Dienstbezüge der Offiziersschüler steigern sich mit jedem Lehrjahr. Sie betragen

im 1. Lehrjahr 300,– M
im 2. Lehrjahr 350,– M
im 3. Lehrjahr 400,– M

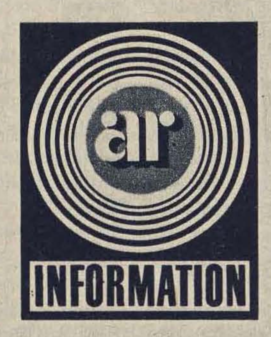
Darüber hinaus erhalten sie unentgeltlich Verpflegung, Bekleidung und Unterkunft. Offiziersschüler, die vor Studienbeginn als Soldaten auf Zeit gedient haben, erhalten gleiche Dienstbezüge wie vorher in der Truppe, wenn dieser Betrag höher ist als die Vergütung für Offiziersschüler.
Verheiratete Offiziersschüler können außerdem einen Unterhaltszuschuß beanspruchen, wenn ihre Ehefrauen erwerbsunfähig im Sinne der Unterhaltsverordnung sind oder ihre Kinder nachweisbar nicht unterbringen können. Der Zuschuß wird in allen Lehrjahren gleichmäßig gezahlt und beträgt:

– ohne Kinder 120,– M
– mit 1 Kind 165,– M
– mit 2 und mehr Kindern 210,– M.

Bezieht die Ehefrau ein eigenes Einkommen, so ist der Zuschuß in Höhe ihres Nettoeinkommens zu kürzen; bei einem Stipendium wird der Zuschuß um den Betrag gekürzt, der 200,– M übersteigt.
Im Studienjahr erhalten die Offiziersschüler 30 Kalendertage Erholungsurlaub (nähere Angaben über Urlaubs- und Ausgangsgewährung siehe AR 1/1973).

Das war schon

Urlaub/Ausgang AR 1/73



Das kommt noch

Besoldung in der NVA

Verpflegung in der NVA

Soldatenauszeichnungen

Kommandeure von Pioniereinheiten

Als Spezialtruppe haben die Pioniere die Aufgabe, die Gefechtshandlungen der Teilstreitkräfte und Waffengattungen, besonders ihre Bewegung und den Schutz vor Einwirkungen des Gegners, mit vielfältigen pioniertechnischen Mitteln sicherzustellen. Die Ausbildung in diesem Profil umfaßt daher alle Spezialrichtungen der Pioniertruppen: Pionieraufklärung, Ponton-Brückenbau, Straßenbau, Stellungsbau, Sperrenbau, Landeübersetzen, Holzbearbeitung, Wassergewinnung und -aufbereitung, Tarnung sowie Pionierinstandsetzung.
Da die Pioniere mit allen Teilstreitkräften und Waffengattungen, einschließlich der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, der Volksmarine und der Grenztruppen, zusammenarbeiten, werden die Offiziersschüler auch mit deren Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten vertraut gemacht. Außerdem erfolgt eine umfangreiche technische Ausbildung, in der die künftigen Kommandeure befähigt werden, die vielseitige und komplizierte Pionierausrüstung (Pioniertechnik, -geräte, -mittel, -munition usw.) wirksam einzusetzen.
Ziel der Ausbildung sind disponibel einsetzbare Kommandeure von Spezialeinheiten der Pioniertruppen, die hohe gesellschaftswissenschaftliche, militärische, allgemeine und spezialfachliche Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen. Nach erfolgreichem Abschluß des Studiums übernehmen die Absolventen Kommandeursdienststellungen in Spezialeinheiten der Pioniertruppen. Wenn sie sich im mehrjährigen Truppendienst bewährt haben, können sie als Kommandeur bzw. als dessen Stellvertreter in größeren Pioniereinheiten sowie in operativen oder technischen Dienststellungen in Stäben von Truppenteilen und Verbänden eingesetzt werden. Dazu ist der Besuch von Qualifizierungslehrgängen erforderlich.

PANAMA hat den Kanal voll

Fortsetzung von Seite 35

man, Torrijos auszubooten. Als dieser für einige Tage nach Mexiko reiste, versuchten die Obersten Sanjur und Silvera, die Macht zu ergreifen. Bei dieser Gelegenheit sagte Sanjur zu seinen Anhängern: „Greift durch! Ich habe das CIA auf meiner Seite."
Die Nationalgarde wollte aber von den Agenten des CIA nichts wissen und stellte sich hinter den zurückgekehrten Torrijos. Die Verschwörer wurden festgenommen. Gerade nach diesem Geschehnis deutete sich eine merkliche Linkswendung in der Politik Panamas an. Die Regierung traf einige fortschrittliche Maßnahmen. So ging sie daran, die schon 1962 angekündigte Bodenreform energischer vorzunehmen. Das Bildungswesen wurde demokratisiert, und die Behörden begannen sich mehr um die armen Bevölkerungsschichten zu kümmern. Das Privarkapital wurde höher besteuert und das dadurch flüssig gemachte Geld für den Schul-, Wohnungs-, Straßen- und Brückenbau verwendet. Seit 1968 sind in Panama mehr Schulen gebaut worden als in den Jahrzehnten seit Ausrufung der Republik. Neunzig Prozent der Kinder gehen jetzt zur Schule, und viele Kinder von Arbeitern und Bauern haben Zutritt zu den Hochschulen erhalten.
Die Linken, einschließlich der Kommunisten, unterstützen die Regierung bei diesen fortschrittlichen Maßnahmen.
General Omar Torrijos selbst ist der Sohn eines Dorfschullehrers und hatte zehn Geschwister. Nach ein paar Jahren in einer Lehrerbildungsanstalt trat er in den Militärdienst und kam in vielen Provinzen des Landes herum.
„Das war für mich nicht nur eine militärische Schulung, ich lernte auch das Leben kennen", sagt er. „Die meisten meiner Kameraden stammten aus einfachen Familien. Wir haben keine Elitearmee. Die Nationalgarde besteht ja noch nicht lange. Mehrmals schickten uns die Behörden gegen Demonstranten und Streikende vor. Schon damals erkannte ich, daß die Forderungen der Demonstranten berechtigt waren. Mir kam oft der Gedanke, daß ich, wenn ich kein Soldat wäre, sicher zu ihnen gehört hätte.
Besondere Hochachtung habe ich vor den Landarbeitern der Provinz Chiriqui, wo die Bananenplantagen der United Fruit Co. liegen. Es war so, daß wir tagsüber die von ihren kampferprobten Gewerkschaften ausgerufenen Streiks unterdrückten, abends aber mit den Führern dieser Gewerkschaften sprachen. Oft mit solchen, die wir selbst festgenommen hatten. Jetzt finden wir mit den Gewerkschaften leicht eine gemeinsame Sprache, und ich stehe besonders gut mit ihnen."
So ist es kein Wunder, daß sich die Wahlen zur Nationalversammlung am 6. August 1972 zu einem Volksentscheid für die Regierung Torrijos gestalteten. Die Verfechter der neuen Politik, namentlich der General selbst, sind im Lande sehr populär. Vor allem verdanken sie das ihrer festen Position in der Kanalfrage.
„Am meisten schmerzt es uns, unsere Heimat von einer Grenze halbiert zu sehen", sagte Torrijos kurz vor den Wahlen zu Journalisten. „Es tut uns weh, aufzuwachen und über dem Land eine fremde Flagge, in den Straßen fremde Polizisten und im Geldumlauf eine fremde Währung zu sehen. Wir wollen nicht, daß auf unserem Boden die Gesetze des USA-Staates Louisiana gelten. Die Kanalzone, die in den Händen der Yankees liegt, ist ein kolonialistischer Dorn im Herzen des Heimatlandes. Das Volk Panamas kämpft nicht für eine Revision des bestehenden Abkommens mit den USA, sondern für seine Aufhebung. Der Kanal wird uns gehören!"
Bereits die erste Sitzung der neugewählten Nationalversammlung verabschiedete eine Resolution, in der es heißt: „Die ganze Welt soll wissen, daß dieser Streifen panamaischen Bodens . . . von der Republik Panama an die Vereinigten Staaten weder abgetreten noch verpachtet oder übergeben, vielmehr von ihnen gesetzwidrig okkupiert wurde durch die einseitige Auslegung und Anwendung des Vertrages von 1903, der unserer nationalen Würde Abbruch tut."
Von Bedeutung ist in dieser Hinsicht auch der Artikel 3 der neuen panamaischen Verfassung, in dem es heißt: „Territorium des Landes darf nie einem fremden Staat überlassen werden, auch nicht zeitweilig oder teilweise."
Am Tage nach der feierlichen Konstituierung der Nationalversammlung hielt General Torrijos eine Rede. Er lehnte den ihm angetragenen Posten des Staatspräsidenten ab, willigte jedoch in einen anderen Antrag des Parlamentes ein: In die Verfassung Panamas einen provisorischen Sonderartikel aufzunehmen, der ihm „zur Erreichung der Ziele des revolutionären Prozesses" besondere Vollmachten übertrug. Sie betreffen u. a. das Recht auf Berufung und Ablösung der Minister und obersten Staatsbeamten, auf Führung der Außenpolitik und auf den Abschluß internationaler Verträge. Weiterhin behielt er den Oberbefehl über die Nationalgarde.
Als General Torrijos vereidigt wurde, erklärte er, in seiner Politik weiterhin vor allem die Beseitigung der amerikanischen Kontrolle über den Kanal anstreben zu wollen. Er betonte, daß er Beschlüsse erst nach Beratung mit Abgeordneten der Nationalversammlung fassen und daß die Regierung ständigen Kontakt mit dem Volk aufrechterhalten werde.



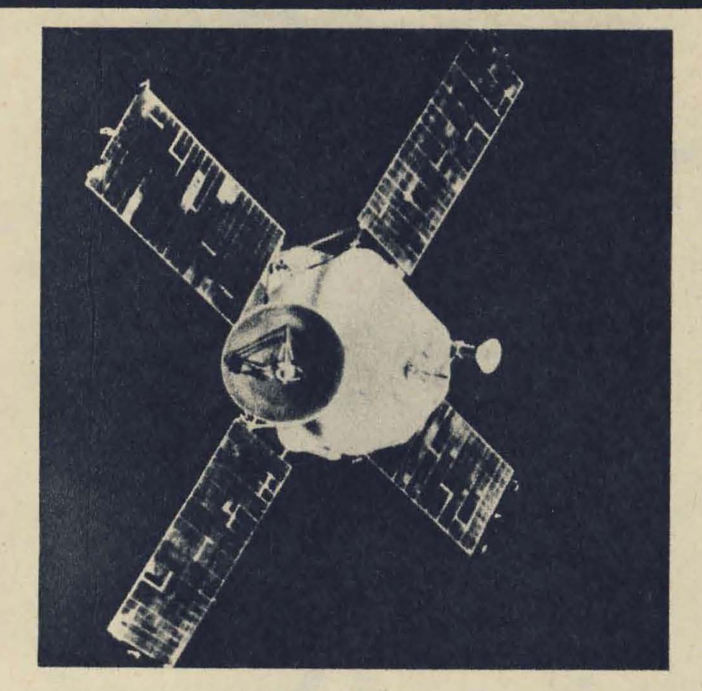
AR 3/73 TYPENBLATT RAUMFLUGKÖRPER

Mariner-Mars (USA)

Technische Daten:

Verwendung	Marssonden
Körper-durchmesser	1,3 ... 1,8 m
Gesamthöhe	2,9 m
Spannweite der Solarzellenflächen	6,9 m
Flugmasse	260 ... 1 030 kg
Flugdauer zum Mars	je nach Bahn 131 ... 230 Tage
größte Annäherung	1 200 km (Mariner 9)
erster Start	15. [illegible] 1964
bisher gestartet	6 (Stand: Dez. 72)

Von den insgesamt sechs in Richtung Mars gestarteten Raumsonden der Mariner-Serie (Mariner 3, 4, 6, 7, 8, 9) erreichten vier die Nachbarschaft des „Roten Planeten" (Mariner 4, 6, 7, 9). Mariner 4, der den Mars am 14. 7. 65 nach 228tägigem Flug in 9 844 km passierte, lieferte erstmals Fotos der Planetenoberfläche. Mariner 6 und 7 flogen Ende 1971 in etwa 3 400 km Entfernung am Mars vorbei und sandeten Fotos. Mariner 9 kartografierte den Planeten.



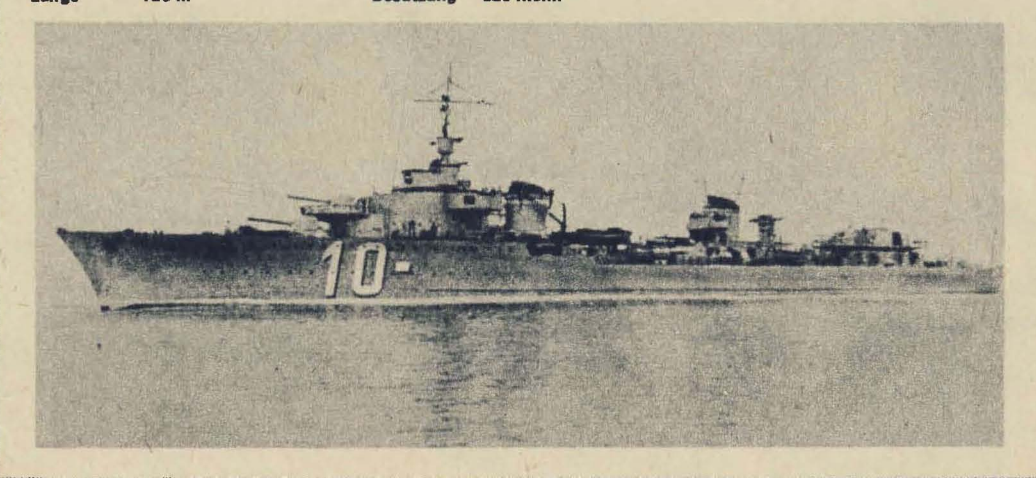
AR 3/73 TYPENBLATT KRIEGSSCHIFFE

Flottillenführer „La Fantasque" (Frankreich)

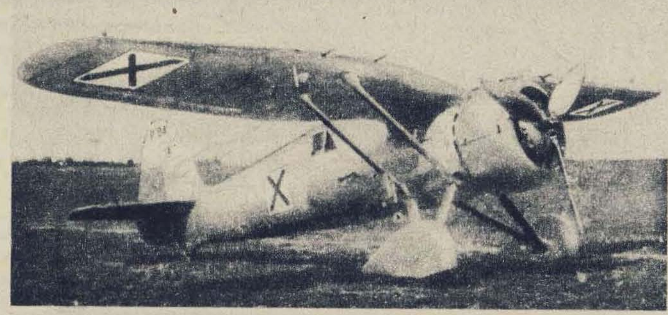
Taktisch-technische Daten:

Wasser-verdrängung	2 570 ts
Länge	125 m
Breite	12 m
Tiefgang	4,3 m
Höchstge-schwindigk.	37 kn
Fahrstrecke	3 000 sm
Maschinen-leistung	74 000 PS
Bewaffnung	5 × 138-mm-Geschütze; 9 × 550-mm-Torpedorohre; 20 Minen
Besatzung	220 Mann

Dieser Flottillenführer war das Typenschiff einer Baureihe, die von 1933 bis 1934 auf den französischen Werften vom Stapel lief. Die einzelnen Schwesternschiffe waren: „La Fantasque", „Le Malin", „Le Triomphant", „La Audacieux", „Le Indomptable" und „Le Terrible".

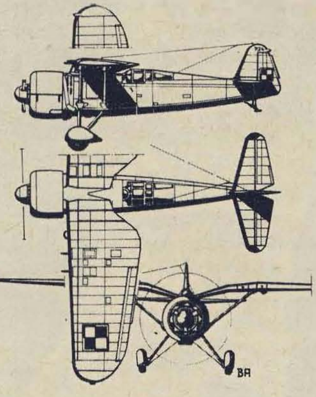


Jagdflugzeug PZL P-24 (Polen)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	10,7 m
Länge	7,50 m
Höhe	2,69 m
Startmasse	1 890 . . . 2000 kg



Höchstgeschwindigkeit	430 km/h
Steigleistung	14,6 m/s
Gipfelhöhe	10 600 m
Reichweite max.	750 km
Triebwerk	1 Rhone/Gnome 14 N-7-Sternmotor, 900/970 PS
Bewaffnung	4 MG im Tragflügel oder 2 MG und 2 MK (20 mm)

Die PZL P-24 wurde ab 1934 in mehreren Versionen (A bis G) gebaut. Sie gehörte mit zu den leistungsfähigsten Jagdflugzeugen ihrer Zeit. Das Flugzeug wurde in zahlreiche Länder exportiert, so nach Bulgarien, Griechenland, Rumänien, Jugoslawien und nach der Türkei. In der ČSR flog es unter der Bezeichnung AERO-102 (P-24 F).

Pistole Sauer & Sohn, Mod. 1938 (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,65 mm
Länge der Waffe	160 mm
Länge des Laufes	85 mm
Anzahl der Züge	6
Masse der Waffe, entladen	725 g
Anfangsgeschwindigkeit	300 m/s
Fassungsvermögen des Magazins	7 Patronen

Das Modell 1938 der Suhler Firma Sauer & Sohn war eine Waffe mit großer Treffgenauigkeit. Die Pistole wurde auch für die Kaliber 6,35 mm und 9 mm gefertigt. Während des zweiten Weltkrieges wurde sie in begrenzter Stückzahl mit einem Gehäuse und Schlitten aus Dural produziert.





„Hast du das gesehen?" –
„Sagenhaft!" –
„Mensch, wie macht der
denn das überhaupt?"
Staunen und Raunen
auf den Zuschauerbänken.
Bei den DDR-Turnmeister-
schaften 1972 wagte
Bernd Jäger, ein junger
Turner des ASK Potsdam,
einen neuartigen
effektvollen Abgang
vom Reck.
Auf unserer
Fotomontage
sehen Sie seine
zwei Phasen:
Schraubensalto gestreckt,
Salto rückwärts gehockt.
Noch gab es
Landeschwierigkeiten.
Lehrgeld . . . Aber alle sahen:
Dieser Junge scheut das Risiko nicht.

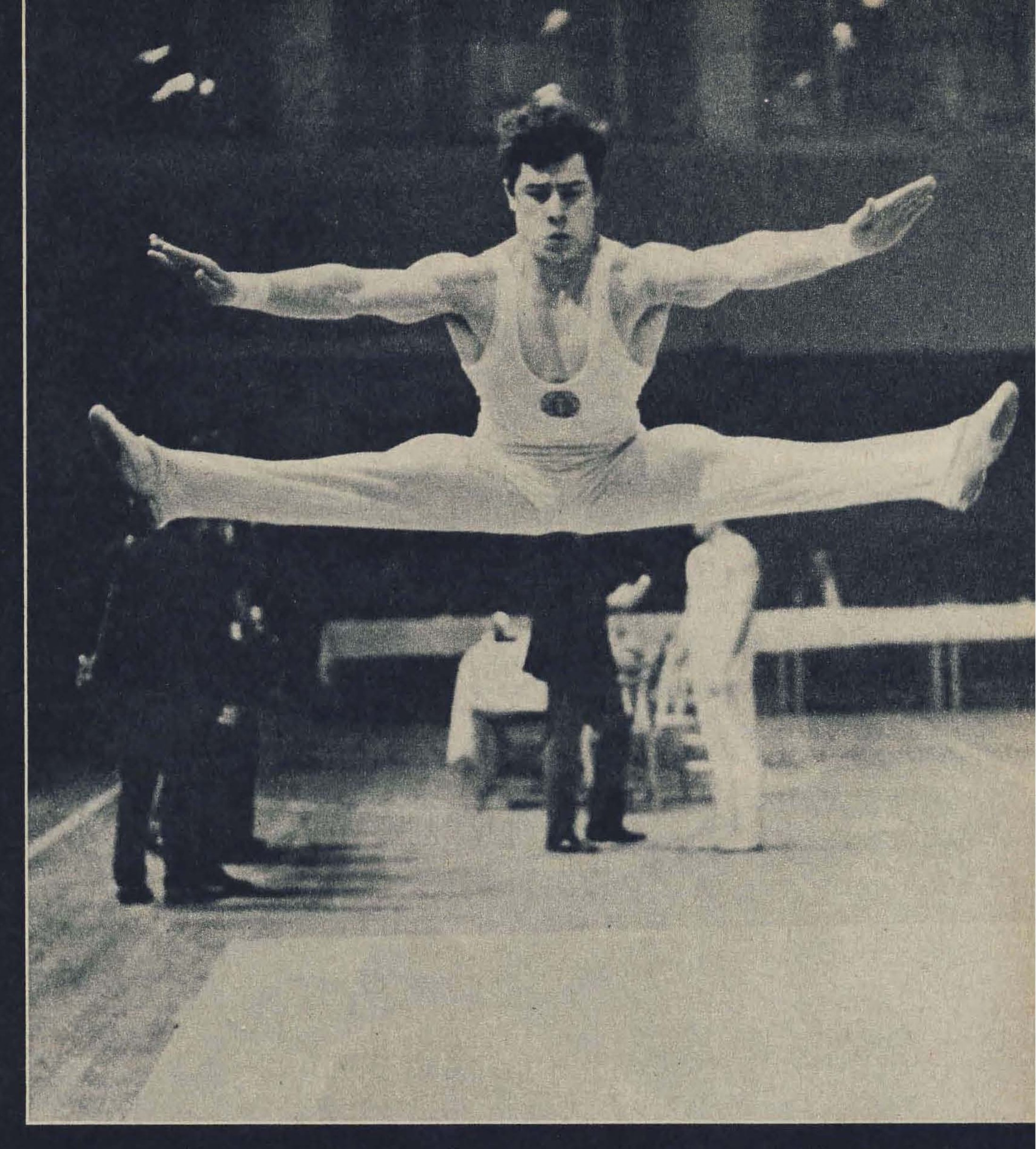
Unsere jungen Turner haben das

WELTNIVEAU IM VISIER

Bernd war es nicht vergönnt, 1972 in München seine „Messeneuheit" auf dem olympischen Marktplatz der Turnsensationen feilzubieten. Er schaffte nicht den Sprung in die DDR-Olympiariege. Im Gegensatz zu seinen Trainingskameraden im Armeesportklub Wolfgang Thüne, Reinhard Rychly, Jürgen Paeke und Wolfgang Klotz sowie den beiden DHfK-Routiniers Klaus Köste und Matthias Brehme. Sie hatten sich als die besseren Mehrkämpfer mit der größeren Stabilität und Nervenstärke erwiesen. Und darauf kam es in erster Linie an, wenn in München die Mannschafts-Bronzemedaille von Mexiko verteidigt werden sollte. Dieser dritte Rang, im Scherz oft der „Weltmeistertitel des kleinen Mannes" genannt, war dann auch nie gefährdet. Aber sind unsere Turner damit bereits am Ziel all ihrer Wünsche? Geht es nicht vor allem darum, den Abstand zu den seit fast zwei Jahrzehnten auf Gold und Silber abonnierten Riegen Japans und der UdSSR weiter zu verkürzen? In München gelang das erneut: Nur 4,35 Punkte fehlten im Mannschaftsergebnis zur UdSSR-Riege, die Differenz zu Japans Olympiasiegern betrug 11,55 Punkte. In Mexiko waren die Rückstände größer: 13,95 bzw. 18,75 Punkte! Bemerkenswert ist ein Blick auf die Kürresultate. Hier haben die sowjetischen Turner nur 0,55 Punkte Vorsprung – eine Leistung unserer Jungen, zu der ihnen auch UdSSR-Trainer Wiktor Tschukarin, der große Sieger von Helsinki und Melbourne, herzlich gratulierte.

Im Mehrkampf gelangten mit Klaus Köste (6.), Wolfgang Thüne (9.) und Matthias Brehme (10.) drei DDR-Turner unter die ersten zehn. Grund zur Freude nach drei harten Wettkampftagen! Doch die größte Überraschung hielt das Gerätefinale bereit, als Klaus Köste Olympiasieger im Pferdsprung wurde. Es war sein größter Tag nach zehnjährigem Einsatz in der Nationalriege. Klaus, der WM-Dritte und Europameister am Reck, sagte



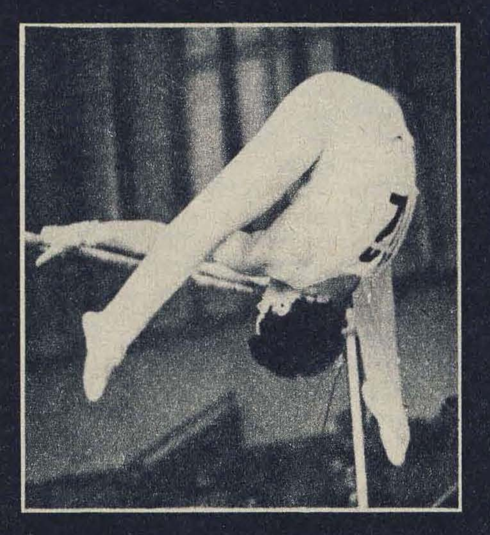


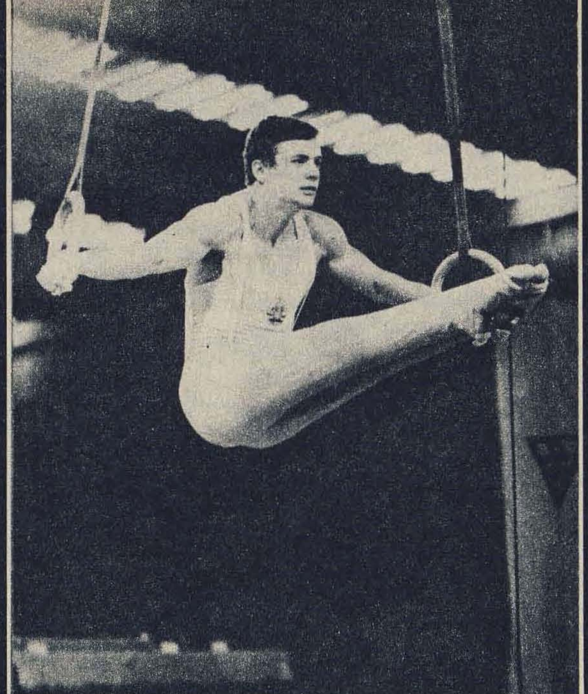
den Reportern: „Diese olympische Goldmedaille ist die wertvollste, die ich gewann. Denn sie ist das Resultat des gemeinsamen Ringens einer Mannschaft, die ich als die beste Männerturnriege einschätze, die wir je in der DDR hatten. Die jüngste ist es außerdem, und dazu ein großartiges Kollektiv."

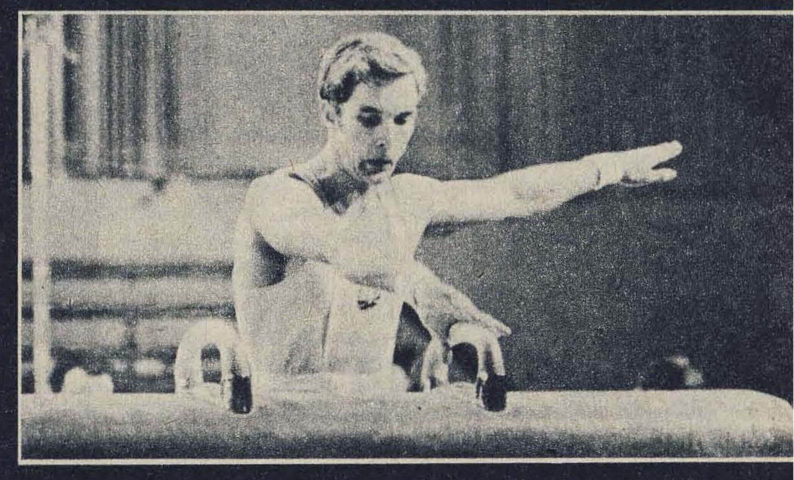
ASK-Cheftrainer Rolf Bauch, ein international hoch geschätzter Kampfrichter, weist auf eine psychologische Auswirkung des Turnererfolgs von München hin. Er meint, die Goldmedaille Köstes und eine ganze Reihe hoher Noten auch für andere Mitglieder der Mannschaft hätten dazu beigetragen, einen Komplex abzubauen, der etwa lautete: Die Japaner und die sowjetischen Turner schlagen wir sowieso nie! „Das war eine Barriere, über die wir nie hinwegkamen. Bei allem Respekt vor ihren Leistungen – gerade München zeigte, daß eben auch die Besten nicht unantastbar sind."

Rolf Bauch zählt zu den „Geburtshelfern" des modernen Geräteturnens in der DDR. „Wir werden nie vergessen", sagt er, „daß uns sowjetische Trainer lehrten, die Technik und Methodik des Geräteturnens auf eine wissenschaftlich fundierte Basis zu stellen. Das war die Grundlage für alle späteren Erfolge. Die Lehrstunden bei den sowjetischen Gasttrainern Wladimir Beljakow und Wiktor Andrejew in den fünfziger Jahren wiesen uns den Weg . . ."

Heute arbeiten viele ehemalige Schüler Rolf Bauchs in verantwortlichen Positionen des Turnens in der DDR. Als Trainer, Kampfrichter, Funktionäre. Günter Nachtigall zum Beispiel, der DDR-Zwölf-







Perfekte Körperbeherrschung, zweimal demonstriert von Wolfgang Thüne: Grätsch-Rist-Sprung beim Bodenturnen, „Endo-Grätsche" am Reck.

Ringeturnen fordert Kraft. Wolfgang Klotz meistert das, wie es aussieht, spielend.

Das Seitpferd, immer noch Angstgerät für manchen Turner, verlangt auch von Jürgen Paeke höchste Konzentration.

kampfmeister 1956, ist heute Nachwuchstrainer beim ASK. Peter Weber – Mitgewinner der Mannschafts-Bronzemedaillen in Tokio, Mexiko und bei der WM 1966 in Dortmund – leitet seit 1971 die Geschicke des Männerturnens in der DDR als Verbandstrainer. Er führte die Olympiariege in München. Fragt man heutzutage junge Turner des ASK, bei wem sie trainierten, ehe sie ins Leistungszentrum nach Potsdam kamen, so wird man die Namen weirerer Prominenter aus früheren Jahren hören: Gerhard Dietrich und Werner Dölling (beide Brandenburg) oder Wolfgang Gipser, DDR-Meister 1957, heute in Bad Blankenburg tätig...

Im olympischen Wettbewerb 1972 zeigte der Japaner Mitsou Tsukahara einen spektakulären Reckabgang: Salto rückwärts gehockt mit halber Drehung, anschließend Salto vorwärts gehockt mit halber Drehung. Er turnte als Letzter der japanischen Riege und erregte mit dieser „fliegenden Untertasse" gewaltiges Aufsehen. So erhielt er die Höchstnoten und die Goldmedaille am Reck. Natürlich auch deshalb, weil seine Kür auch ohne diesen Super-Abgang mit genügend Pfeffer und Salz gewürzt war. Aber die alte Regel, daß man im Turnen durch Individualität und Originalität auffallen muß, wurde einmal mehr bestätigt.

In die Gerätefinale gelangen jeweils nur sechs Bewerber. Sie qualifizieren sich dafür im Mannschaftskampf. Das Mittel aus Pflicht und Kür am betreffenden Gerät ergibt die Vornote, zu der die Wertung der Endkampfkür hinzugerechnet wird. Wolfgang Thüne turnte am Reck, seinem Spezialgerät, in der Pflicht 9,50 Punkte und in der Kür 9,65 (mehr als der Weltmeister 1966 und der

Olympiasieger 1968 am Reck, Akinori Nakayama!). Aber der „Schnitt" von 9,575 reichte nur für Rang 7 – und damit nicht fürs Finale. Die Japaner Kato (9,85), Tsukahara (9,75), Kasamatsu (9,75), Kenmotsu (9,65), Nakayama (9,65) und der Beste der sowjetischen Riege, Nikolai Andrianow (9,60) hatten sich in der Pflicht das bessere „Polster" verschafft. So fehlten Wolfgang 25 Tausendstelpunkte für den Endkampf.
Im wesentlichen sind es drei Bereiche, in denen der Effekt einer turnerischen Kür gesteigert werden kann. Erstens in bezug auf die Originalität der dargebotenen Elemente und Verbindungen, zweitens hinsichtlich des Risikos der Übungsteile und Kombinationen und drittens in der Virtuosität des Vortrages. Diese drei Komponenten (die „ORV-Regel") sind der Schlüssel für das Tor zur Weltklasse. Erfreulich, daß es von unseren Turnern nicht nur Klaus Köste gelang, in japanische Punktregionen vorzustoßen! Wolfgang Thüne turnte bei der Ringe-Pflicht dieselbe Note wie Olympiasieger Sawao Kato: 9,50! Besser honoriert wurden nur Nakayama (9,70), Kenmotsu und der Exweltmeister an diesem Gerät, Woronin (je 9,60). Am Pferd sah es für Thüne noch besser aus: Seine 9,45 Punkte waren die zweithöchste Note nach der 9,50 von Kenmotsu, Kasamatsu, Andrianow und Klimenko nach der Pflicht. Die Chance für aussichtsreiche Finalplätze an diesen beiden Geräten vergab Wolfgang jedoch unglücklich bei der Kür. Ein „Schaukler" an den Ringen und das Straucheln beim Pferdabgang nach flüssig vorgetragener Übung ließen alle Hoffnungen zerrinnen. Diesmal also noch nicht! Was für Wolfgang blieb, ist die Zuversicht, daß auch für ihn dieser Gipfel nicht unbesteigbar ist.
Die Goldmedaille, mit der Klaus Köste in seinen künsten Träumen nicht gerechnet hatte, bewegte ihn, seinen turnerischen Abschied vorerst noch etwas zurückzustellen. Zwei Jahre, sagt er, will er noch aktiv bleiben. So haben die Jungen bei den Vorbereitungen auf die Europameisterschaft 1973 in Grenoble und die nächste Weltmeisterschaft 1974 in Varna noch einen erfahrenen Strategen mit großem Namen zur Seite. Doch die Hauptlast der Verantwortung für die Mannschaft von morgen tragen sie. Viele veranlagte junge Turner der führenden Klubs in Potsdam, Leipzig, Halle und Berlin brennen darauf, den Olympioniken Thüne, Paeke, Rychly und Klotz Paroli zu bieten. Zwei konnten sich schon mit titelehrender Meisterklasse schmücken: Andreas Götze vom ASK, DDR-Meister am Pferd 1971, und Lutz Mack vom SC Chemie Halle, der 1971 zusammen mit Klaus Köste DDR-Pferdsprungmeister wurde und diesen Titel 1972 verteidigte. Er beherrscht ebenfalls Köstes „Goldsprung", den Handstandüberschlag-Salto vorwärts.
Auch der Name Nachtigall taucht wieder auf in den Ergebnislisten. Klaus Nachtigall wurde 1970 Spartakiadesieger im Pferdsprung in der Kinderklasse, wobei ihm der freudestrahlende Vater die Goldmedaille überreichte. Inzwischen ist Klaus siebzehn und einer unserer besten Jugendturner. Günter Nachtigall ist froh darüber, daß sein Sohn auch Leistungssportler geworden ist: „Ganz gleich, wie weit er es einmal bringt – auf jeden Fall wird er im Kollektiv der Trainingskameraden zu Fleiß und Zielstrebigkeit erzogen. . ."
Zusammen mit Nachtigall junior trainiert ein halbes Dutzend Gleichaltriger beim ASK: Bernd Jensch, Norbert Niemann, Reinhard Rückriem, Detlef Krause, Ralf Lechler, Detlef Wolf. Sie werden erst in zwei, drei Jahren an die Tür zur Nationalmannschaft klopfen. Der Turnverband unterzog sie kürzlich einem ungewöhnlichen Test. Für die „Meister von morgen" war ein Wettkampf anberaumt worden, bei dem sie erst wenige Stunden vor Beginn die Pflichtübungen erfuhren. Diese enthielten vor allem Grundelemente, die man aus dem ff beherrschen muß. Dagegen brauchte die Kür nur vier Teile zu enthalten, aber vier hohe und höchste Schwierigkeiten!
Über den Sinn dieser Maßnahme sagte Verbandstrainer Peter Weber: „Wer sich zu einem Wettkämpfer von internationalem Format entwickeln will, muß vielseitig sein und eine gute technische Grundlage haben. Beides überprüfen wir mit dieser Art Pflichtturnen. Zum anderen braucht der Turner Mut zum Risiko und die frühzeitige Gewöhnung an komplizierte Bewegungsabläufe, wie wir sie in der Kür forderten."
Man sieht: Über den Erfolgen von heute werden die Aufgaben von morgen nicht vergessen. Beim ASK hält man es mit der Regel: Tritt ein Großer zurück, müssen zwei neue für ihn bereitstehen. Damit sind die Potsdamer immer gut gefahren. Und das soll so bleiben – beim Armeesportklub und anderswo, zum Nutzen der Nationalmannschaft.

Karl-Heinz Friedrich



Kenmotsu (Japan) bei der Dreh-Hechtrolle am Boden. Höher geht's kaum!

DU, LIBELLENVATER

„. . . Was liest'n da?" fragt mein Stubenkumpel Atze. Er fragt schon zum dritten Mal. Atze ist hartnäckig wie ein Nagelbohrer. „Du, Libellenvater . . ." Das ist mein neuer Spitzname. Ich habe ihn mir im Bibliotheksbeirat zugezogen. Wie, das muß ich wohl noch erzählen.

„Deine Tabellen. Hätte ich nur die Pille genommen", lese ich dem Nagelbohrer Atze vor, aber der begreift nicht gleich, daß das ein Zitat ist. Er reagiert nicht gerade druckreif. Um ihn zu beschwichtigen, zeige ich ihm das Buch. Er beschnüffelt den Einband und urteilt: „Sieht aus wie ein Märchenbuch. Heißt auch so: *‚Meine Hochzeit mit der Prinzessin'*. Von Peter Abraham – der hat doch auch solche Ohrwürmer komponiert, ‚Blume von Hawai' und so."

„Der hieß Paul, als er noch lebte."

„Vielleicht hat er seine Me-



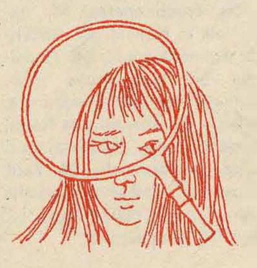
moiren unter einem Teilpseudonym veröffentlicht", mutmaßt Atze, und ich weiß genau, er will mich bloß reizen, ihm etwas über diese Hochzeit mit der Prinzessin zu erzählen. Denkste! Zu dem Buch bin ich gekommen wie die Jungfer zum Kind. Mein Bruder Manfred hat es mir, als ich auf Urlaub war, großzügig als Reiselektüre überlassen und seine Großmütigkeit kommentiert: „So'n Stuß. Kannste mitnehmen." Manfred ist 14, und das ist ein Buch für junge Leute, aber vielleicht mehr für 20jährige. Deswegen gefällt es wahrscheinlich ihm nicht, aber mir um so mehr. Beim Lesen ist mir, als wäre ich diesem Roland Lenz, seines Zeichens Gütertaxifahrer, und seiner Christel, dem bildungsbeflissenen „Mädchen aus Staunau", und dem Brigadier-Schwiegervater „Gabin" und . . . also, als wäre ich all den Leuten schon begegnet. Nicht in anderen Büchern, sondern im Leben. Auch die Schnoddrigkeit, mit der Roland die Geschichte

Illustrationen: Hille Blumfeldt

seiner Liebe selber erzählt, kommt mir verdächtig bekannt vor. Dahinter versteckt sich die Scham vor der eigenen Gefühlscourage. Wer von uns trüge nicht diesen elastischen Panzer aus Ironie und Sachlichkeit, hinter dem ein warmes Herz für die großen Aufgaben unserer Zeit schlägt? . . . Wenn Peter Abraham seine heiter-wehmütige Liebes- und Ehegeschichte von Christel und Roland mit einem bösen Krach enden läßt – ich finde, gar so böse ist er wiederum nicht, daß die beiden nicht wieder zusammenfinden könnten. Vielleicht lassen sich der Schriftsteller und der Verlag Neues Leben da etwas einfallen. Zuzutrauen wäre es ihnen.

„Du, Libellenvater . . ."

So, mein lieber Atze, nun kannst du mir mal, und zwar im Klubraum begegnen, wohin ich mich jetzt mit meinen Büchern verfatze. Zum Stichwort „Libellenvater" schnell die versprochene Erklärung. Sprechen wir doch neulich im Bibliotheksbeirat darüber, wie wir besser mit der Literaturpropaganda zu Rande kommen, und ich erzähle ein paar Geschichten davon, wie zufällig viele Genossen doch manchmal an gute Bücher gelangen. Da murmelt Karin, unsere Truppenbibliothekarin („Bibliothe-Karin" sagen wir immer) etwas, das ich nur halb verstehe, dazwischen, und ich ereifere mich: „Na schön", sage ich, „mögen auch die Libellen ihren



Vater haben, aber was hat das mit unserer Tagesordnung zu tun?" Karin wiederholt laut, was sie gemurmelt hat, und das ist ein lateinischer Spruch, der heißt: „Habent sua fata libelli." Das heißt, daß die Büchlein ihr Schicksal haben. Mit Libellenvätern hat das nicht die Bohne zu tun. Aber ich habe wegen meiner Dazwischenquatscherei einen Spitznamen. Über den Spruch vom Schicksal der „Büchlein" läßt sich gut nachdenken. Ich habe zum Beispiel mal einen Band mit Heinz Kahlaus Liebesgedichten geschenkt bekommen, der schon in zweiter Auflage im Aufbau-Verlag erschienen ist. Auf der ersten Innenseite steht, statt einer Widmung, von gar nicht zarter Hand geschrieben:

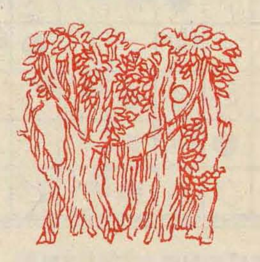


„Siehe Seite 59!" Ebenda behauptet ein Gedicht, daß unsere Mädchen von heute nicht nur wissen wollen, daß sie, sondern auch warum sie geliebt werden. Mag sein. In dem konkreten Fall habe ich die Frage nicht beantworten können. Der Band Liebesgedichte, in dem ich immer wieder gern lese, war ein Abschiedsgeschenk. Schicksal . . .

Zwei andere Bücher hätte ich wahrscheinlich nie beachtet, wäre mir die „Bibliothe-Karin" nicht mit einem Zitat von Charles Fourier („Die Veränderungen einer geschichtlichen Epoche lassen sich immer aus dem Verhältnis des Fortschritts der Frauen zur Freiheit bestimmen") gekommen und hätte mich damit bewegt, einen Schaukasten mit Büchern zum Internationalen Frauentag zu gestalten. Kann man es mit der LvD-Funktion vereinbaren, Bücher anzupreisen, ohne sie gelesen zu haben? Also las ich die Memoiren zweier im Kampf gegen den Faschismus verdienter Frauen: Greta Kuckhoffs *„Vom Rosenkranz zur Roten Kapelle"* (Verlag Neues Leben) und Trude Richters *„Die Plakette"* (Mitteldeutscher Verlag). Offen gesagt, manchmal habe ich mich zwingen müssen, vor den Büchern nicht zu kapitulieren. Das ist alles andere als Eisenbahnlektüre



(von wegen: jeder Schienenstoß – eine halbe Seite). Aber ich bin für mein Durchhalten reichlich belohnt worden. Ich weiß mehr über die antifaschistische Widerstandsbewegung. Ich weiß mehr über das Werden unserer proletarisch-revolutionären Literatur. Ich habe kluge, mutige Kämpferinnen und Kämpfer kennengelernt und ein Stück ihres Lebensweges begleiten dürfen. Ich habe die (höchst aktuelle) Losung, die ihr Handeln bestimmte, besser begriffen: Ohne proletarischen Internationalismus keine echte Vaterlandsliebe; ohne echte Vaterlandsliebe kein proletarischer Internationalismus. Menschenschicksale, Bücherschicksale . . . Scheucht mich



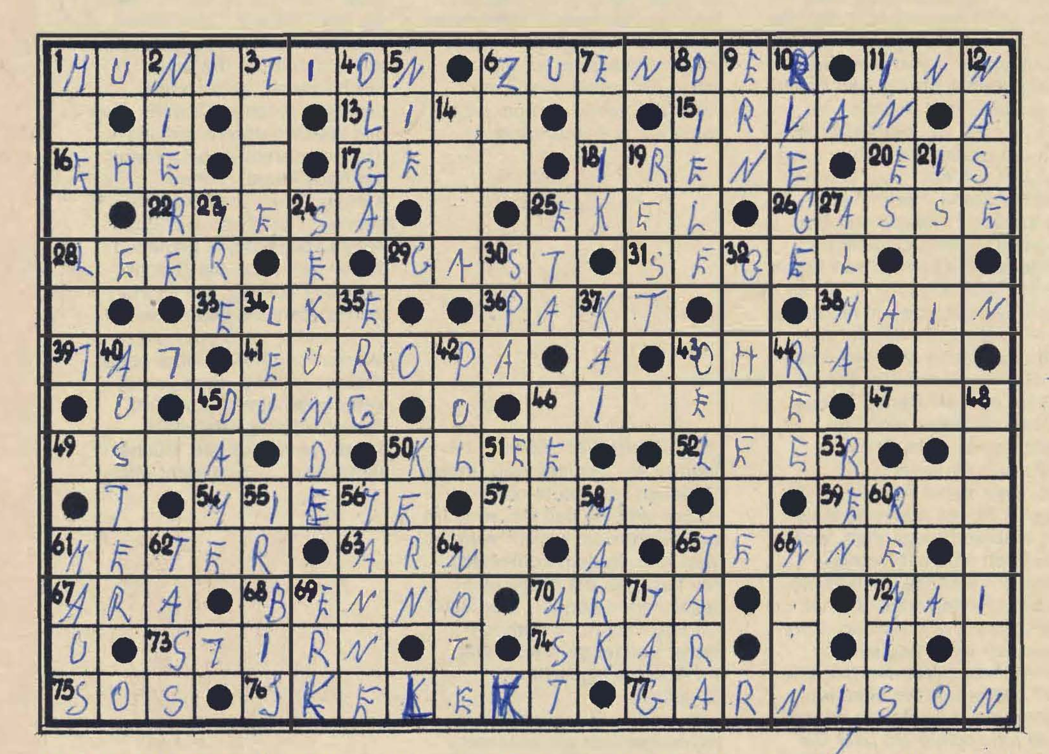
doch neulich nachmittags der UvD in die Unteroffiziersstube, meinen Gruppenführer zum Kompaniechef holen. Die Gruppenführer studieren gerade DV. Meiner drückt mir eine dicke, vorsorglich mit einem Schutzumschlag versehene Vorschrift in die Hand, meint: „Nehmen Sie, ich komme vorläufig doch nicht dazu", und trabt zum KC.

Ich gucke mir die DV unter dem Umschlag etwas näher an, und da ist es ein Abenteuerroman von Karl Reiche: *„Die Teufelsmühle im Orinoco"* (Verlag Das Neue Berlin). So ein Schelm, mein Gruppenführer! Nun sitze ich also mit Señor Cereza in der Hazienda des Don Eusebio, mache mir Sorgen um die Leute auf der Leprainsel und harre des Teufels, damit die Mühle im Orinoco wenigstens ab Seite 200 zu mahlen beginnt.

Jedoch herein, in den Kompanieklub natürlich, tritt nicht der Teufel, sondern, viel schlimmer, mein Kumpel Atze und bohrt wieder frisch drauflos: „Du, Libellenvater, was liest'n da?" Momentan wüßte ich eine zweckmäßige Verwendung für so eine Teufelsmühle . . .

Also, dann Tschüs, für diesmal,

Euer LvD



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Schießbedarf für Feuerwaffen, 6. Vorrichtung an Bomben, 11. Nebenfluß der Donau, 13. englisch-nordamerikanisches Längenmaß, 15. größte Insel Melanesiens (Stiller Ozean), 16. Lebensbund, 17. Haltetau, 18. weiblicher Vorname, 20. Gefrorenes, 22. Kreisstadt im Bezirk Dresden, 25. Abscheu, Widerwillen, 26. schmale Straße, 28. Holzmaß, 29. Besucher, 31. Teil mancher Schiffe, 33. Mädchenname, 36. Bündnis, 38. Fluß in Westeuropa, 39. Tip, Hinweis, 41. Erdteil, 43. Nebenfluß der Saale, 44. Stallmist, 46. hervortretender Mauerstreifen, 47. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 49. Nebenfluß des Duero, 50. Futterpflanze, 52. nicht voll, 54. Wohnentgelt, 57. Gewürz, 59. Gestalt aus der Oper „Das Rheingold", 61. Längenmaß, 63. Fluß in Italien, 65. Scheunenboden, 67. Papageienart, 68. männlicher Vorname, 70. Distrikt in Nordgriechenland, 72. Monatsname, 73. Kopfteil, 74. Nebenfluß der Mosel, 75. Notruf auf See, 76. Knochengerüst, 77. Truppenstandort.

Senkrecht: 1. schweres Geschütz, 2. Körperorgan, 3. Sedimentgesteine, 4. weiblicher Vorname, 5. Verneinung, 6. chemisches Element, Metall, 7. Gestalt aus der Oper „Der flieganda Holländer", 8. Vorraum, 9. Hausflur, 10. Turnabteilung, 11. spanischer Frauenname, 12. Gesichtsteil, 14. Fluß in der Oblast Leningrad, 19. Rückstand, Überbleibsel, 21. Insel im Europäischen Nordmeer, 23. europäischer Inselbewohner, 24. Zeitabschnitt, 26. griechischer Buchstabe, 27. weiblicher Vorname, 30. belgischer Badeort, 32. Meereskrebs, 34. Löwe (dichterisch), 35. Maßeinheit der Arbeit, 37. Ufermauer, Hafenmauer, 40. Meeresmuschelart, 42. Drehpunkt, 43. flüssiges Fett, 44. Windschatten, 45. Schachfigur, 46. Schieferfelsen, 48. Halbinsel in Südwestasien, 50. Fruchtinneres, 51. negroides Volk in Nigeria, 53. Hirschtier, 55. Schneeleopard, 56. Nadelgewächs, 58. europäische Währungseinheit, 60. Schachausdruck, 61. Nagetier, 62. sowjetische Nachrichtenagentur, 64. Musikzeichen, 65. Verpackungsgewicht, 66. Zahl, 69. deutscher Volksliedersammler und Schulmusiker (1807–1883), 70. Baumteil, 71. Wochenteil.

Auflösung aus Nr. 2

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Truppenübungsplatz, 14. Espe, 15. Raabe, 16. Boa, 18. Latte, 21. Etat, 22. Elm, 23. Enna, 25. Ruhr, 27. Tran, 29. Ast, 31. Kollo, 35. Oran, 37. Seite, 39. Egel, 41. Kiwi, 42. Irak, 45. All, 46. See, 48. Igel, 50. Elle, 52. Sieg, 54. Gala, 55. Ili, 56. die, 58. Ries, 60. Egge, 62. Eton, 64. Stern, 66. Erle, 68. Knete, 70. Gas, 72. Anno, 74. Tete, 76. Eins, 79. Tat, 81. Emir, 83. Orgel, 86. Leu, 87. Rhone, 88. Sana, 89. Panzerabwehrkanone. – **Senkrecht:** 1. Tube, 2. Uran, 3. Pol, 4. Nut, 5. blau, 6. Neer, 7. GST, 8. Spat, 9. Petrow, 10. Arena, 11. Tal, 12. Zama, 13. Rest, 17. Onkel, 19. Aul, 20. Trog, 24. Akt, 26. Helga, 28. Ariel, 30. Spa, 32. Oese, 33. Lee, 34. Eklat, 36. Nil, 37. Saar, 38. Ilse, 40. Eiger, 43. Rede, 44. Kien, 47. Egeln, 49. Eleve, 51. List, 53. Ise, 55. Inn, 57. Irene, 59. Ida, 61. Genese, 63. Oker, 65. Tee, 67. Raten, 69. Ehe, 70. Garn, 71. stop, 73. Omar, 74. Trab, 75. Tone, 77. Illo, 78. Sure, 80. Ana, 82. Ina, 84. Ger, 85. Lea.

Aus unserem Verlagsschaffen:

Forscher – Funker – Ingenieure

Von Walter Conrad

2. Auflage , 179 Seiten mit 100 Bildern · 16,7 cm × 24 cm · Ganzgewebeeinband 10,80 M Bestell-Nr. 545 183 3

Dieser Band zeigt, daß die großen wissenschaftlich-technischen Entdeckungen von Faraday, Maxwell, Hertz, Nipkow und Hülsmeyer, um nur einige zu nennen, entscheidend von ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Umwelt beeinflußt werden und nicht Zufallsergebnisse oder geniale Eingebungen, sondern Resultate harter und zielstrebiger Arbeit sind.

Elektronenröhren

Von Walter Conrad und Detlev Bolha

2., verbesserte Auflage · 222 Seiten mit 101 Bildern · 12 cm × 19 cm · Halbgewebeeinband 5,50 M · Bestell-Nr. 545 162 2

Die Bedeutung der Elektronenröhren für Rundfunk und Fernsehen ist nach wie vor erstrangig. Wirkung, Aufbau, Anwendung und Entwicklungstendenzen der Elektronenröhre werden in dem reich illustrierten Band dargestellt. Ein Verzeichnis wichtiger Fachbegriffe schließt das Buch ab.

Zu beziehen durch den Buchhandel

VEB FACHBUCHVERLAG LEIPZIG

fv



Die Kinder des Soldaten

Herausgegeben
von Walter Werner

Etwa 240 Seiten, mit Abbildungen,
Leinen, etwa 5,90 M.
Bestell-Nr. 745 482 7

Erzählungen, Reportagen, Porträts,
Kurzgeschichten
und Gedichte zum Thema
militärischer Schutz des Sozialismus.



MILITÄRVERLAG
DER
DEUTSCHEN
DEMOKRATISCHEN
REPUBLIK

Skeptisch sehe ich mir die gerade von einer langen, anstrengenden Übung zurückkehrenden Soldaten der Einheit Schober an: ölverschmiert, staubig, abgespannt und müde. Wo soll da noch ein Herz für die Kultur schlagen?, frage ich mich beklommen.
Die dröhnenden und lärmenden Panzer übertönen ein in der Nähe gesungenes Lied. Wie mit einer Wünschelrute folge ich den Klängen: „Der Befehl ‚Panzer marsch' ist gegeben/und da gibt es für uns kein Vielleicht/Unsre Waffen behüten das Leben/jedes Ziel wird von uns schnell erreicht/Ja, übers Jahr. . ."
Der UvD bringt mich zum Klub der Kompanie Löffler. Die Singegruppe der Einheit probt. Erst mal: Aufatmen. Glück muß man haben! Auf leisen (Stiefel-)Sohlen schleiche ich in eine Ecke. Ein behaglicher Raum. Hier läßt es sich – kulturvoll – leben. Weiße Stores, bunte Übergardinen, geschmackvolle Lampen, bequeme Sessel, einige Tische und – als Blickfang – ein riesiges Aquarium, von farbigen Mosaiksteinen und Grünpflanzen umgeben. Doch nicht ablenken lassen, es geht ja zunächst um die Sangesfreudigen.
Die Probe ist beendet. Um nun die „Kultur" beim Schopfe zu packen und mehr zu erfahren, wende ich mich an den Leiter der Gruppe, Leutnant Richard Zips, FDJ-Sekretär der Einheit. „Kommen Sie mit in mein Zimmer, da haben wir mehr Ruhe,und Sie können mich mit Ihren Fragen löchern." Ruhe ist gut! Fast alle fünf Minuten geht die Tür auf. Der eine möchte dies, der andere das. Dazwischen schrillt beharrlich das Telefon.
„Das ist ja wie bei uns in der Redaktion."
Er lächelt. Vielleicht möchte er sagen: Der hat mir gerade noch gefehlt! Statt dessen läßt er sich ausfragen, telefoniert zwischen durch und gibt Auskünfte.

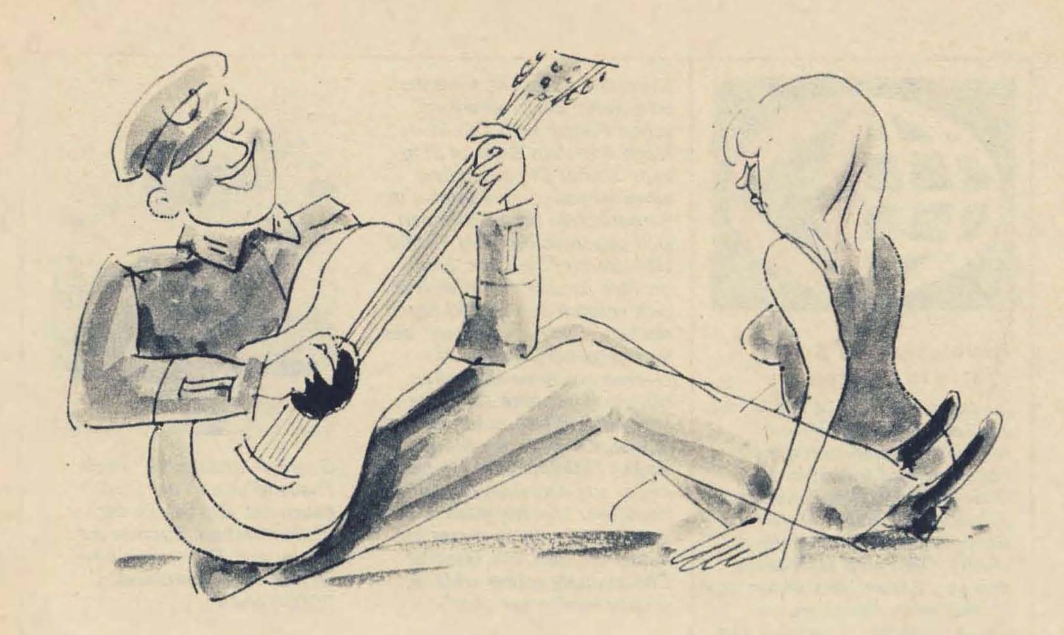
Panzer und Gitarren



„Wenn man die Gruppe so in Reih' und Glied dastehen sieht, kann man sich kaum vorstellen, wie schwierig es ist, alle unter einen ‚Kultur-Hut' zu bekommen. Die Genossen dienen als Lade- und Richtschützen, Panzerfahrer, Kommandanten oder Offiziere. Sie kommen aus verschiedenen Kompanien. Gefechtsdienst, Schießausbildung, Übung... Mancher möchte sich danach natürlich lieber erst einmal aufs Ohr legen. Nun auch noch Singeprobe! Da gehört schon eine ganz erhebliche Portion Lust und Liebe dazu. Außerdem brauchst du für jeden die Genehmigung des Vorgesetzten.
Schließlich stehen die militärischen Aufgaben im Vordergrund. Wenn das alles klar ist, müssen die ‚Zivilisten', das heißt einige Mädchen aus einer der Oberschulen, auch Zeit haben. Erst dann kann's losgehen."
Temperamentvoll erzählt der 27jährige Leutnant, der bereits als FDJ-Funktionär im Zivil-



leben einige Jahre wertvolle Erfahrungen sammeln konnte, daß es für die Singegruppe eine große Freude war, bei Veranstaltungen aufzutreten, die mit der Pateneinheit der sowjetischen Streitkräfte gemeinsam gestaltet wurden. Außerdem trugen die Mitglieder der Singegruppe dazu bei, der Einheit während militärisch-kultureller Wettstreite des Truppenteils zu ersten Plätzen zu verhelfen. Doch auf den errungenen Lorbeeren wird nicht ausgeruht. Bei einem weiteren Leistungsvergleich hatten sie zum Beispiel mit Liedern zum Thema „Waffenbrüderschaft" großen Erfolg.
Genosse Zips geht während des Erzählens im Raum auf und ab. Aus einem hinter seinem Schreibtisch stehenden Regal entnimmt er ein farbenfrohes selbstgefertigtes Plakat. Es lädt zu einer Kulturveranstaltung mit Schallplatten ein.
„Es ist nicht das erste Mal, daß wir so einen Abend aufziehen. Offenbar war das eine prima Sache, die bei weiteren Veranstaltungen regen Zuspruch fand. Wir haben nicht nur Schallplatten gehört, sondern nutzten die Gelegenheit zur gegenseitigen Information oder reichten, abgestimmt auf das jeweilige Programm, Bildreproduktionen herum. Als nächstes planen wir einen Schallplattenabend mit Lichtbildern."
Das Telefon ruft den FDJ-Sekretär zum Kommandeur. „Entschuldigen Sie bitte", sagt er. Und schon fast in der Tür: „Schauen Sie sich doch selbst mal um in den Unterkünften." Und 'raus ist er.
Am Abend besuche ich die Soldaten in ihren Stuben. Sie nehmen mich freundlich auf. Der Kontakt ist schnell hergestellt. Für die meisten ist die Frage: „Wie steht es bei Euch mit der Kultur?" – so aus heiterem Himmel gestellt – nicht ganz einfach zu beantworten. Theater, Kino, Buchbesprechung, Diskothek. Das sind Dinge die ansprechen. Aber schon bei jedem? Gehört nicht doch noch mehr dazu? Und wie sieht es mit dem Mitmachen aus? Einige meinen, es lebt sich ruhiger nach dem Motto: „Hannemann, geh du voran". Andere: Nach anstrengendem Dienst braucht man auch mal etwas Zeit für sich, um persönliche Dinge (Briefe schreiben, Sachen in Ordnung bringen usw.) zu erledigen oder sich einfach auszuruhen.
Natürlich gibt es auch in der „Leo-Jogiches-Kaserne" Genossen, die kulturell „am Ball" sind. Soldat Schäfer und Unteroffizier Richter zum Beispiel – Gitarrespieler der Singegruppe – oder Leutnant Pirschel, der mehrere Instrumente „im Schlaf" beherrscht und die singenden Genossen bei Proben auf dem Klavier begleitet. Die Soldaten erwähnen auch andere Offiziere. Neben Leutnant Zips u. a. Hauptmann Steglich und Hauptmann Müller, die trotz ihres verantwortungsvollen Dienstes Zeit aufbringen, um als Laien in Radierung, Öl oder Kohle ihr Können zu beweisen.
Es gibt aber auch Genossen, deren Talent im Verborgenen blüht. So erwähnt Soldat Frank Engert etwas schüchtern, daß er seit Jahren mit großer Freude zeichnet. Er zeigt einige Bleistiftskizzen, vorwiegend Porträts. Im Zivilleben war er bereits auf einer Ausstellung für Laienmaler in Dresden vertreten. Und in der Armee? Frank Engert zögert. „Ich hatte mal ein Porträt eines jungen Mädchens in unserer Stube aufgehängt, weil's wohl ganz gut gelungen war. Der Stubenälteste und die anderen Genossen fanden es auch recht nett. Eines Tages hat mir ein Vorgesetzter befohlen, das Bild abzuhängen. Es sei Kitsch. Ohne weitere Erklärung. Vielleicht war es auch keine echte Kunst. Aber darüber kann man ja reden. Erst im Streit über Kunst oder Kitsch erkennt man seine Schwächen und kann versuchen, sie zu beseitigen. Gut wäre, wenn wir die Möglichkeit hätten, einen Malzirkel zu gründen. Dazu muß natürlich jemand her, der 'was von der Sache versteht."
Die Soldaten Ingolf Meißner und Rolf Graf nicken zustimmend. Genosse Meißner, gelernter Glasmacher, stellt gern Strohbilder her. Was ist denn das? Im Nu ist der Tisch abgeräumt,und der junge Soldat hantiert fachmännisch mit Bleistift, Papier, Stroh und Leim. Mit schnellen Strichen entsteht ein Haus, dessen Konturen dann mit Stroh überklebt werden. Auch ein Pfahlbautenmodell hat er schon geschaffen. Wie wäre es mal mit dem Modell eines Schießgartens?
„Das habe ich zwar noch nicht versucht, aber man kann's ja mal probieren."
Genosse Graf, dem man von der Statur her seinen Zivilberuf – Stahlwerker – ansieht, zeichnet vorwiegend mit Tusche. Bisher auch ein wenig als junges Talent „vergraben", will er sich in der nächsten Zeit mehr produzieren. Er ist gerade dabei, sich als „Wandzeitungsgrafiker" (Porträt eines Panzerkommandanten) zu bestätigen.
Das sind einige wenige „Könner", deren Fähigkeiten man nutzen sollte, damit die Kulturarbeit nicht auf schmalen Schultern ruht. Sicher gibt es noch auf anderen künstlerischen Ebenen Talente, die mitarbeiten könnten. Möglicherweise kann man ihnen helfen, sich weiterzubilden.
Dieser Meinung schließt sich auch Genosse Zips an, den ich nach oftmaligem vergeblichem Suchen schließlich zwischen Tür und Angel noch einmal sprechen kann. „Wir werden künftig den Bedürfnissen und Fähigkeiten unserer Genossen mehr Aufmerksamkeit

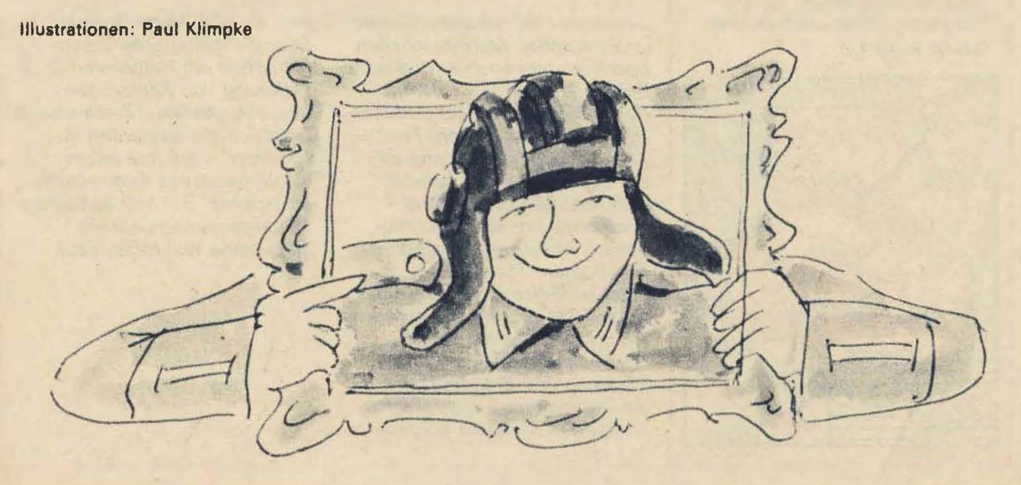


schenken. Ich freue mich darüber, wenn neue Talente die Kulturarbeit verbessern helfen. Hohes geistiges Niveau heißt Stärkung der militärischen Kampfkollektive und damit jedes einzelnen."

Genosse Zips kommt auf einige Reserven zu sprechen, die seiner Meinung nach noch vorhanden sind. Das betrifft zum Beispiel die Wandzeitungsarbeit (noch mehr Genossen zur Mitarbeit gewinnen), das Theateranrecht (teils mangelndes Interesse, teils ungenügende Einführungsgespräche) sowie die unzureichende Nutzung der Bibliothek des Truppenteils. Er regt an, die Zusammenarbeit mit dem Kreiskulturhaus der Garnisonstadt zu verbessern. So könnte man von den Mitarbeitern des Kulturhauses Hilfe und Unterstützung für die politische Massenarbeit erhalten und durch Klubgespräche und Atelierbesuche – nicht nur zu besonderen Höhepunkten – das Kulturleben der Soldaten bereichern. Den Panzersoldaten schlägt also doch ein Herz für die Kultur. Es gibt keinen Grund zur Skepsis. Wenn es noch nicht immer so klappt, wie es sich der Genosse Zips vorstellen mag, so liegt das möglicherweise manchmal noch an der mangelnden Bereitschaft jedes einzelnen. Vielleicht können hier und da die Vorgesetzten noch etwas mehr raten, helfen oder auch „anstoßen". Der FDJ-Sekretär allein wird die kulturellen „Ecken und Kanten" nicht abrunden können. Benötigt er dabei nicht Unterstützung von „oben" und „unten"?

Leutnant d. R. Manfred Letsch

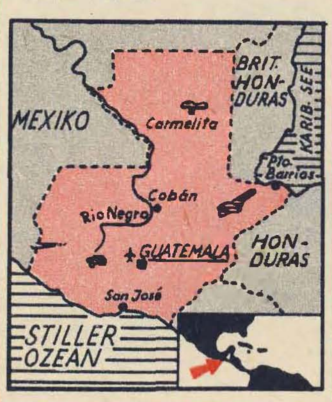
Illustrationen: Paul Klimpke





Revolutionäre Streitkräfte in Guatemala

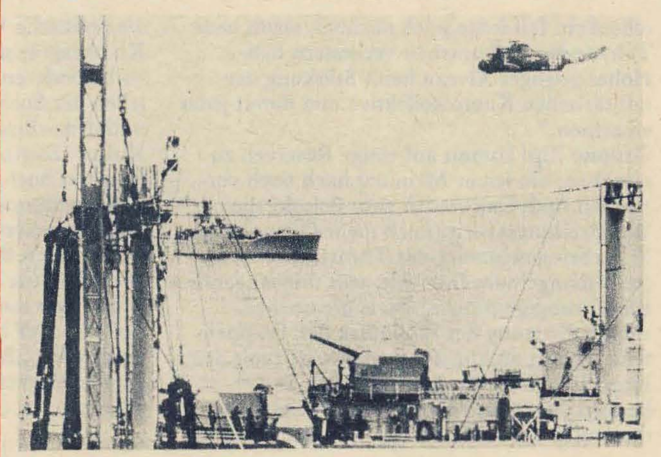
Im erbitterten Kampf gegen das zur Zeit herrschende Terrorregime formieren sich die Einheiten der auf Initiative der Guatemaltekischen Partei der Arbeit (PGT) gegründeten Revolutionären Streitkräfte (FAR). Die Partei sieht unter den gegebenen Umständen den bewaffneten Kampf als unumgänglich an, distanziert sich jedoch von linksradikalen Gruppierungen. Im Unterschied zu diesen betont die PGT die Notwendigkeit der politischen und organisatorischen Arbeit unter den Massen, um den allmählichen Übergang zum Volkskrieg gegen die Diktatur vorzubereiten, deren Terror nicht nur Arbeiter und Bauern, sondern auch oppositionelle Rechtsanwälte, Abgeordnete, Bürgermeister und Universitätsprofessoren zum Opfer fallen. Die Regierung finanziert dazu zunehmend Mörderbanden, um ihre Armee nicht völlig zu diskreditieren und gleichzeitig der Unzufriedenheit unter einem Teil der Offiziere zu begegnen, die sich nicht länger als Henkersknechte mißbrauchen lassen wollen.



Laotische Befreiungskämpfer erbeuteten einen amerikanischen Panzer vom Typ M-41. Nach Angaben General Singkapo Sikhot Chounamalys, eines leitenden Funktionärs der Patriotischen Front, befinden sich gegenwärtig etwa 12000 US-„Berater" in Laos. Eine größere Anzahl davon widme sich speziell den 36000 Mann starken „Spezialeinheiten" des Verrätergenerals Vang Pao. Dessen aus amerikanischen Mitteln finanzierte Armee rekrutiere sich hauptsächlich aus jungen Kriegern des Meo-Volkes (Mindestalter 10 Jahre) sowie aus Angehörigen anderer nationaler Minderheiten. Offiziere und Soldaten dieser Einheiten würden, wie General Chounamaly weiter erklärte, gruppenweise zur „Anti-



Guerilla-Ausbildung" nach Thailand und in die USA geschickt. Die Stärke der thailändischen Truppen auf laotischem Territorium bezifferte er auf mindestens 30000 Mann.



Zusammen mit amerikanischen und britischen Marineeinheiten operieren hier auch australische Schiffe (Bildmitte). Obwohl durch 25 amerikanische Militärstützpunkte auf seinem Territorium verhältnismäßig eng an die USA gebunden, bemüht sich Australien um eigene Positionen vor allem in Indonesien, Malaysia, Singapur, den Philippinen, Thailand. So ist beispielsweise im Ergebnis des Ende 1971 in Kraft getretenen ANZUS-Paktes (Australien, Neuseeland, Großbritannien, Malaysia und Singapur) u. a. die Stationierung australischer Truppen in Malaysia vorgesehen. Es gibt Abmachungen über die militärische Zusammenarbeit mit Indonesien (z. B. Lieferung von Flugzeugen durch Australien). Andererseits beschloß die Regierung in Canberra, auch ihre letzten Kontingente aus Südvietnam abzuziehen. Sie hob außerdem im vergangenen Jahr die allgemeine Wehrpflicht auf.

Neue USA-Stützpunkte



Laut „Washington Post" beabsichtigt das Pentagon, auf den zur Marianengruppe gehörenden Pazifikinseln Tinian und Saipan Militärstützpunkte anzulegen. Sie sollen „neue Glieder im Verteidigungssystem der USA" werden. Die amerikanische Zeitung verweist darauf, daß führende Militärs den hohen Wert von Stützpunkten auf Pazifikinseln betont hätten, vor allem, falls die bisherigen Großstützpunkte in Japan, auf Taiwan oder den Philippinen „von internationalen oder internen politischen Ereignissen berührt" werden sollten. Weiterhin erwäge Washington „Möglichkeiten, in einigen Räumen Mikronesiens neue Stützpunkte, Depots und Notlandungsplätze anzulegen".

Aus unserem Jahrestagskalender

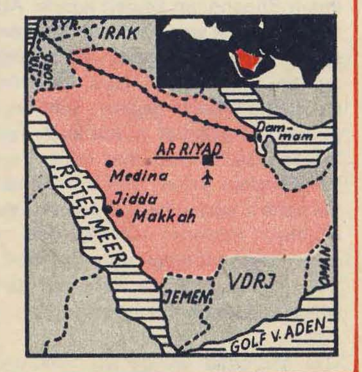
3. April: Tag der vietnamesischen Luftstreitkräfte
17. April: Tag der kubanischen Luftstreitkräfte

Vom Holzmörser zur modernen Haubitze? Unmöglich wäre ein solcher Sprung künftig für dieses junge Mädchen nicht. Amtlichen Verlautbarungen aus Bangui zufolge, hat nämlich der Präsident der Zentralafrikanischen Republik, Jean Bedel Bokassa, entschieden, daß in der ZAR auch Frauen militärdienstpflichtig sind. Die Wehrpflicht erstreckt sich auf alle „körperlich fähigen" Frauen und sieht eine aktive Dienstzeit von sechs Monaten vor.



„Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet", steht mit weißen Schriftzeichen auf der grünen Nationalflagge Saudi-Arabiens. In einem Beitrag über die wachsende Bedeutung reaktionärer proimperialistischer Kräfte für die imperialistische Politik in der arabischen Welt, schreibt die Moskauer „Sowjetskaja Rossija": „Es ist kein Geheimnis, daß das feudal-monarchistische Regime in Saudi-Arabien das Bollwerk dieser Kräfte ist. König Faisal hat eine gut bewaffnete und gut ausgebildete Armee geschaffen, deren Offiziersstamm Vertreter feudaler Familien bilden, die westliche Offiziersschulen und Militärakademien besucht haben. Der Polizeiapparat wurde modernisiert, und das Spionagenetz ist in der ganzen arabischen Welt aktiv. Die Regierung König Feisals provoziert hartnäckig gemeinsam mit imperialistischen Agenten einen militärischen Konflikt im Süden der arabischen Halbinsel. . . Im benachbarten Oman, wo die Söldnerarmee von Sultan Kabus Bin Said den Volksaufstand in Blut zu ersticken sucht, sind in letzter Zeit neben den britischen Offizieren auch deren saudiarabische Kollegen aufgetaucht."



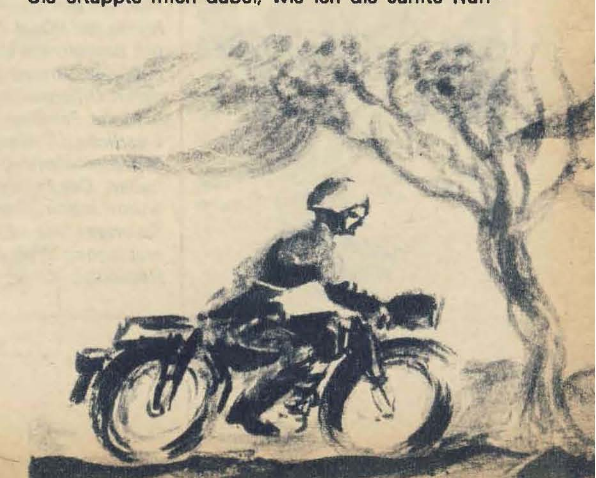


Sturz aus den Wolken

Major d. R. Jürgen Leskien

Die siebente Woche nach den letzten gemeinsamen Stunden mit Inge. Mein Dienst hatte lange vor dem ersten Start um sechs begonnen, ich war hundemüde. Auf der Straße kam mir Frau Fiedler aufgeregt entgegen. Eine Mitteilung. Unvollständig, unklar, per Telefon. Ich würde Vater, und irgend etwas sei mit Inge passiert, dort oben im Norden! Ich fragte, was denn passiert sei. Aber Frau Fiedler sagte nur, ich solle nicht so schreien, und mehr wisse sie auch nicht. Frau Borgmann selbst hätte angerufen. Aber sie sei so schlecht am Telefon zu verstehen gewesen. Auf jeden Fall sei Inge jetzt in Schönborn. „Hat sie Ihnen das denn nicht geschrieben?"
Bis Schönborn ist es mit dem Motorrad ein Katzensprung, überlegte ich. Ich werde Vater! Und es ist etwas passiert! Das konnte ein Sonnenbrand, aber auch ein schwerer Unfall sein. Frau Fiedler drückte mir zwei Büchsen Orangensaft in die Hand. „Schönen Gruß! Unterstehen Sie sich, das Mädel aufs Motorrad zu laden!"
Inge erwartet ein Baby! Ich konnte es kaum glauben. Eigentlich hätte ich mich ganz außergewöhnlich gebärden müssen. Den Briefträger küssen oder im Entengang zur Motorradgarage gehen. Wir hatten uns gern, wir erwarteten ein Kind. Ich hätte mich freuen müssen, aber ich konnte es nicht. Was sollte nun aus Inges Studium werden? Und wenn sie fragte: „Freust du dich?" was sollte ich ihr antworten? Von der Antwort hing viel ab. Sie konnte heißen: „Schaffen wir schon, kriegen wir schon hin..." Oder „Na ja, weißt du...!"
Inge brauchte nicht jeden Pfennig umzudrehen und nicht zu überlegen, wieviel Kinderhemden sie von ihrem Stipendium kaufen könne. Aber da war das Praktikum, da war das letzte Studienjahr. Der Endspurt. Es würde keinen Spurt geben. Ausdauer müßte entscheiden. Und im Dorf würden sie reden. Sie würden sagen: „Seht ihr, das haben wir geahnt!" Bestimmt würde auch Tante Edda frohlocken. Sie würde ihre stille Freude an Inges Sorgenfalten haben und an meiner Unsicherheit. Sie hatte ja auch eine Tochter, die einst ein „Fliegerliebchen" gewesen war. Während des Krieges war er tief und gefährlich über das Dorf hinweggeflogen, so tief, daß die Kühe auf den Koppeln die Milch verloren hatten. Ihre Tochter wohnte jetzt in Hof.
Das Motorrad würde ich verkaufen, umständehalber, wie es so schön heißt.

An den unteren Ästen der Kastanien hingen Getreidehalme. Irgendwo fauchte ein Gebläse. Ich sah Inges Haus, beide Giebelfenster waren geöffnet. Inge stand in der Haustür. Sie kam mir entgegen. Den linken Arm trug sie in einer Binde. Auf den weißen Gipsverband waren Zeichen gekritzelt.
„Angebrochen!" Inge lachte anders als sonst. Das Lachen war fremd. Sie schien müde und abgespannt.
Sie klopfte auf den Gipsarm und meinte: „Noch Glück gehabt!"
Die Stufen knarrten wie am ersten Tag. Trotz der geöffneten Fenster war es heiß. Ich half Inge aus der Bluse, beim dritten Knopf küßte ich sie. Sie saß mir im Turnhemd gegenüber, drehte ein Glas in den Händen. Wir entschlossen uns, zum Steinbruch zu fahren.
Der Steinbruch war alt, durch Gesträuch und hohe Bäume eingerahmt. Auf dem geschwungenen Waldweg dorthin schlugen uns die Äste ins Gesicht. Nur an Sonntagen, und auch dann nur selten, kamen Spaziergänger hierher. Es war unser Steinbruch. Klares Wasser, kein Schlamm, kein Schilf. Ich ließ das Motorrad auf den letzten Metern ausrollen. Ein Eichelhäher lärmte. Erst nach und nach plantschten die dicken Unken auf die warmen Steine zurück.
Wir zogen uns aus, wie immer. Hier brauchte man keine Badehose. Endlich erzählte sie mir, wie es passiert war: „Das ging ruckzuck. Ich saß auf der hohen Strohfuhre. Als der Traktor anruckte, rutschte ich hinten 'runter. Es hab keinen Halt, abwärts ging es, in einen Graben mit Brennesseln. Ich fiel auf den Hintern und auf den Arm zugleich. Hab' mich mächtig blöd angestellt, du siehst es."
Sie ertappte mich dabei, wie ich die sanfte Run-

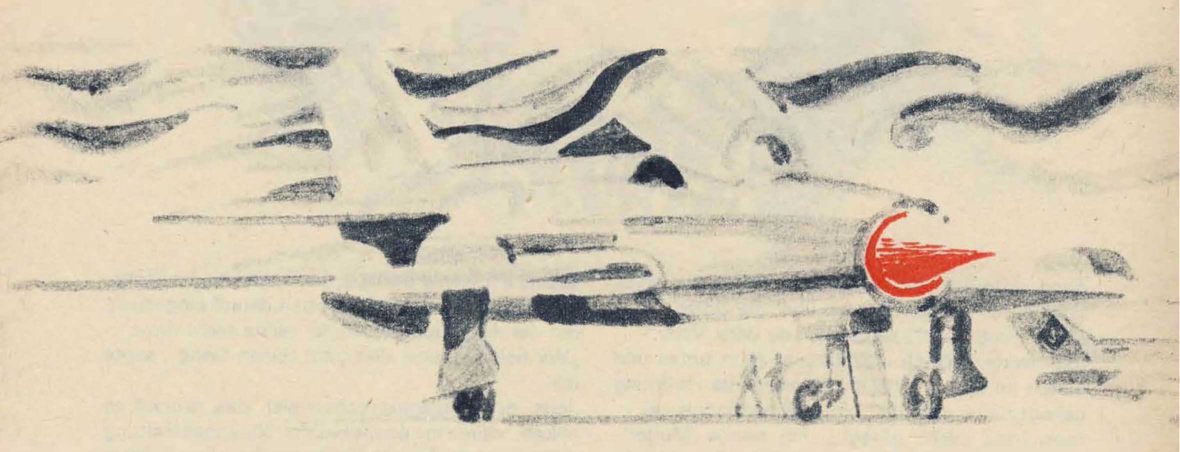


dung unterhalb der Gürtellinie mit einem Blick streifte. Mir wurde heiß bis über die Ohren.
„Es stimmt, Kalle", sagte sie, „du wirst Vater."
Ich merkte, daß ich eigentlich so ganz unten und hinten im letzten Winkel des Hirns die Hoffnung gehegt hatte, daß alles ein Mißverständnis sei.
Inge hatte nicht gesagt: „Ich werde Mutter", sondern: „Du wirst Vater", und diese Feststellung hatte sie mit dem Namen Kalle in Verbindung gebracht. Zu Kalle gehörten Kirschen klauen, Herumschlagen mit dem Pythagoras, rabenschwarze Hände vom Auseinandernehmen eines alten Motors. Alles andere gehörte zu Karl-Heinz. Und wenn Kalle Vater würde, dann hieß das: „Ich mache dich vorzeitig zum Familienvater!" Vorzeitig, zu früh. Ich versuchte mir vorzustellen, was Inge jetzt dachte. Sie rückte an mich heran, ganz nah. Auf Knien, den gesunden Arm auf eine Steinplatte gestützt. Wir hatten uns oft in dieser Pose übermütig die Wassertropfen von der Stirn geküßt, ich wußte nicht, ob sie jetzt daran dachte.
Sie sah mich an und fragte: „Und nun?" Sie versuchte ein wenig Ironie in die Frage hineinzulegen. Gesicht und Kopfhaltung waren darauf eingestellt, nur der Ausdruck der Augen paßte nicht dazu.
„Wir heiraten, und alles geht seinen Gang", sagte ich.
Jetzt, da es ausgesprochen war, das, worauf es ankam, wurde mir etwas wohler. Nur Inges Haltung irritierte mich. Sie saß da, zeichnete nachdenklich das Muster des Bademantels nach.
„Heiraten, einverstanden, nur ... aber ist schon gut."
Sie machte eine resignierende Handbewegung. Ich nahm an, die Resignation beziehe sich auf das Studium.
„Es ist da noch eine Sache! Vielleicht albern; ein Zufall", sagte sie dann. „Ich habe während des Ernteeinsatzes Betty kennengelernt."
Sie sah mich an, zog den Bademantel über die Knie.
Ich stand auf, streifte mir die Badehose über. Betty! Eine ehemalige Schulkameradin. Ich war Weihnachten bei meinen Eltern zu Hause gewesen. Im



Klubhaus war Tanz. Meine Ernennung zum Unterleutnant mußte noch gefeiert werden. Betty war mit einigen Mädchen dort. Offenbar langweilte sie sich und war froh, als ich kam. Wir tanzten, tranken an der Bar Sekt und irgendwelche Flips. Wir kannten uns eine Ewigkeit. Ich hatte bei ihr Russisch abgeschrieben und sie bei mir die Matheaufgaben. Wir kramten beide gemeinsame Erlebnisse hervor. Um halb zwei standen wir vor ihrer Haustür. Ich habe sie geküßt. Mit nach oben wollte ich nicht. Das wäre auch nicht möglich gewesen, ihre Schwester war zu Besuch.
Im Januar hatte ich ihr einen Brief geschrieben. Den einzigen übrigens. Ich schickte ihr ein Bild,

„Das stört mich nicht, und man muß es ja nicht jedem gleich auf die Nase binden. Es wird einige geben, die über meine Moral debattieren. Die gibt es. Nun mußt du zahlen, wird mancher denken, vielleicht spricht es auch jemand aus."
„Was interessieren mich die Leute, Inge!"
Wir beschlossen, uns Zeit zu lassen. „Doch wer paßt auf den ‚Stift' auf, wenn wir und die Mutter und alle, die wir eingeladen haben werden, auf dem Standesamt sind?" fragte ich. Das Gelächter kam als Echo von den Steinwänden zurück.
Inge strich den Bademantel glatt und sagte unvermittelt: „In der zwölften Klasse verehrte ich mal diesen, mal einen anderen. Wenn ich dann



das hatte ich versprochen. Als ich den Brief schrieb, war mir, als schaue Inge mir fortwährend über die Schulter. Der Brief war völlig nichtssagend gewesen. Das Foto änderte nichts daran, gar nichts!

Inge saß da, zwirbelte einen Grashalm zwischen den Fingern und meinte: „Was war, Karl-Heinz, soll nicht mehr zählen." Sie sagte es ruhig, obwohl der Grashalm zwischen ihren Fingern schon längst zerbrochen war.

Ich sagte ihr, daß mit der Betty nichts war. Ich wiederholte mich: daß mit ihr überhaupt nichts war. Uns verbanden Mathematikaufgaben und die i-Konjugation, vielleicht noch ein Wandertag irgendwohin.

Inge lag auf dem Bademantel, ihr Gesicht war mir ganz nahe. Ich küßte sie, und sie strich mir über mein Stoppelkinn.

„Was seid ihr nur für schwache Geschöpfe!"
Inge drehte den Kopf zur Seite. „Wir haben heute das erste Mal vom Heiraten gesprochen. Das erste Mal. Wir hätten es nicht getan, wenn wir kein Kind bekämen. Werden dich auch nicht die Leute mit ihrem Geschwätz stören?", fragte sie. „Die reden, das kennst du ja."

eine Erwiderung spürte, oft ganz plötzlich und unerwartet, war ich dem Riesenberg von Gefühlen nicht gewachsen. Ich sorgte schnell für Abstand. Streit oder etwas Verletzendes waren schnell zur Hand. Ich war nicht wählerisch. Dann standest du auf der Waldlichtung. Deine Uniformhosen waren verbeult, Sachen hast du erzählt! Von Häuserfassaden, die man reparieren könne und so. Aber du hast keine zweideutigen Witze hinter der vorgehaltenen Hand gemacht. Beim Sprung vom Zehnmeterturm siehst du nicht erst zur Seite, ob dich auch genügend Mädchen beobachten. Das gefällt mir. Du kannst sehr zärtlich sein, sofort aber auch in eine unbewegliche Sachlichkeit verfallen. Das hat mich anfangs erschreckt. Bei unserem Zusammensein mußte ich dir oft den Mund verschließen, wenn du nach den Minuten, in denen wir uns am nächsten waren, gefragt hast, ob du mir nicht weh getan hast. Nun sind wir eine Familie, stell dir das vor! Komm doch ein bißchen näher!"
In der Dämmerung fuhr ich nach R. zurück.
An Mutter Fiedlers Gartenzaun lehnte Hölzers Fahrrad. Heute zum Schachspiel? Das konnte nicht sein ... wie hatte ich das vergessen können. Unsere Kette hatte Bereitschaftsdienst! Wir muß-

ten uns zu Hause aufhalten! Mir wurden die Knie weich.
Schon auf der Treppe roch ich den Zigarettenrauch. Als ich ins Zimmer trat, stand Hölzer auf. Meinen Gruß erwiderte er nicht. Er hatte die Tischlampe im Rücken, ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Auf dem Nachtschrank tickte der alte Wecker. Um die Lampe herum summten Insekten. Man hörte sie gegen den Lampenschirm stoßen. Ich wagte nicht zu schlucken, so ruhig war es.
Hölzer hatte die Ärmel der Uniformbluse bis zum Ellenbogen hochgeschoben. Als er die Zigarette heftig in den Aschenbecher drückte, war alles klar.



„Wo kommst du jetzt her?"
Ohne eine Antwort abzuwarten, brüllte er los: „Wir hatten Alarm! Da staunst du, du Depp!" Er ging zum Fenster und schloß es. Die Scheiben klirrten.
„Wir wurden gebraucht. Ballons sind eingeflogen, und wir haben sie abgeschossen!" Er streifte die Ärmel herunter. „Welchen Nutzen hat da deine ‚Hohe Schule der Fliegerei'! Du bist nicht da, wenn man dich braucht. Du erlaubst dir, ohne dich abzumelden, in der Weltgeschichte herumzufahren. Überlege dir die Folgen!" Er hieb mit der Faust auf den Tisch.
Ich kannte meinen Kettenkommandeur, der sonst ruhig und überlegt Entscheidungen fällte, der geduldig Fehler in der Steuertechnik auswertete, nicht wieder.
„Natürlich ist er zuverlässig. Immer pünktlich zum Dienst, der Genosse Unterleutnant Lindner. Exaktes militärisches Auftreten. Männchen bauen: ‚Jawohl, Genosse Oberleutnant', ‚Zu Befehl, Genosse Kommandeur'. Aber ansonsten teilt der Herr Lindner seine Zeit selbst ein. Halte den Mund! Ich möchte wetten, du warst bei dieser Inge! Aber das eine sage ich dir. . ."
Sein Gesicht war ganz dicht vor mir, ich spürte den Zigarettenatem auf der Haut. Unvermittelt trat er zurück, zog die Bluse über den Hosenbund und stelzte zum Fenster. „Ich habe dich beim Stabschef krank gemeldet. Magenverstimmung, du liegst im Bett. Dem Melder, der dich alarmieren sollte, wurde nicht geöffnet. Ich habe einen Ersatzmann besorgt." Er sagte das leise und kam auf mich zu. „Oder dachtest du, wir lassen uns durch dich um alles bringen?!"
Er stand vor mir, den Kopf etwas zur Seite geneigt, die Hände in den Hosentaschen.

„Morgen dann wie immer." Ganz ruhig nahm er die Mütze vom Türhaken. Bevor ich ein Wort herausbekommen hatte, polterte er schon die Treppe hinunter. Die Haustür fiel ins Schloß.
Dann waren nur noch das Ticken des Weckers und die Falter am Lampenschirm zu hören.
Was hatte ich angestellt! Es ging Hölzer um die Auszeichnung für die Kette, es ging ihm um die verdiente Anerkennung der Leistung eines Jahres. Kuhlmann, Sanders und alle anderen, die Anteil daran hatten – was würden sie sagen? Sie hatten gearbeitet, hatten immer wieder probiert, oft hatten wir stundenlang zusammengesessen. Hölzer hatte mit mir noch das Schießen auf Erdziele durchgesprochen, wenn die anderen die Dienststelle längst verlassen hatten. Auf dem Raucherplatz am Wäldchen saßen wir, und Hölzer zeichnete Skizzen in den Sand, wischte sie fort und zeichnete wieder. Geduldig, bis er sicher war, daß ich es begriffen hatte.
Wir waren gut, besser als die anderen und darum zur Auszeichnung durch den General vorgeschlagen! Und nun?
Es waren Ballons gewesen, die abgeschossen werden mußten, bevor sie irgendwo unkontrolliert explodierten. An ihnen hatten zentnerschwere Pakete gehangen. Der Westwind sollte sie ins Land treiben. Und wenn sie uns nicht die Flugblätter, sondern ihre Jagdbomber geschickt hätten? Auch dann hätte ich gefehlt.
Früher als sonst ging ich am nächsten Morgen zur Dienststelle. Im Speisesaal blätterte ich in den neuesten Zeitungen. Eine Nachricht auf der zweiten Seite trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Ich faltete die Zeitung zusammen, ließ das Frühstück stehen. Mir wurden die Hände feucht, und ich war froh, daß mir niemand begegnete. Im Dienstzimmer las ich es noch einmal. In der Nähe der Staatsgrenze West war ein Ballon explodiert! Die brennenden Fetzen hatten den Dachstuhl eines Kindergartens entzündet. Ein Kind war schwer verletzt... Ich hätte nicht zu Inge fahren dürfen, nicht während des Bereitschaftsdienstes. Fluchtartig verließ ich das Zimmer. Auf dem Flur lief ich dem Arzt in die Arme.
„Du hast feuchte Hände, mein Junge, und siehst käsig aus." Das „Mach-dich-frei" des Arztes überhörte ich fast.
„Die Hosen kannst du anbehalten!"
„Sag mal, Doktor, eine Brandwunde, kann die völlig verheilen? Ich meine so, daß keine Narbe zurückbleibt?"
„Hole mal tief Luft ... es kommt ganz darauf an. Man kann mit Hauttransplantationen allerhand machen. Ein Mädchen hat einer blinden Frau ein Auge geopfert, Hornhautverpflanzung. Müßte mit einem Stück gewöhnlicher Haut ebenso möglich sein. Also du spürst nichts? Und wenn ich hier klopfe?"
„Schon gut, Doktor, ich bin nicht krank."
„Mußt mehr schlafen, Sportsfreund, und abends öfter mal einen ausgedehnten Spaziergang machen. Fliegen kannst du. Alles o. B."
Meinem Freund Dieter würde ich nichts vormachen können. Er würde mir meine Entschuldigung nicht abnehmen, er würde es nicht zulassen, daß ich mich hinter einer Ausrede verstecke. Wenn es nach ihm geht, sitzen wir in spätestens einer Stunde bei den anderen, bei Kleinert, dem Parteisekretär. Aber damit ist niemandem geholfen. Für Hölzer bin ich dann erledigt. Sanders wird sagen: „Pech für uns, Leute, junge Hunde kleckern eben mal auf den Teppich, doch der läßt sich reinigen." Kuhlmann, da bin ich mir sicher, schlägt mit der Faust auf den Tisch.
Die „07" glich einem gerupften Huhn. Alle Luken und Klappen waren geöffnet. Der leichte Wind bewegte die Aluminiumdeckel. Eine auf jung getrimmte Dame, die Perücke und Korsage abgelegt hatte. Nackte Technik in Baugruppen gegliedert. Es war wieder soweit. Die „07" mußte sich einer gründlichen Kontrolle unterziehen. Die schwarz gekleideten Gesundheitshelfer rückten ihr mit den Prüfgeräten auf den Leib. Prophylaxe. Beginnende Fäulnis, angeknackste Innereien; das Zittern der Zeiger in den Meßkoffern gab Auskunft. Beginnender Knochenfraß, sprich Korrosion, wird entdeckt und unterbunden. Arbeitsatmosphäre eines Operationsteams.
Ich war überrascht, als ich Kleinert sah. Er begutachtete mit Dieter einen Filter. Auf keinen Fall sollte Kleinert dabeisein, wenn ich Dieter die Wahrheit erzählte, dann würde ich lieber bis zum Abend warten. „Grüß dich. Na, alles wieder in Ordnung? Magen auskuriert?"
„Alles in Ordnung."
Kleinert klopfte mir auf die Schulter und ging. Dieter hatte wenig Zeit. Trotzdem wollte ich es ihm sagen.
„Also kurz und gut, Dieter: Inge bekommt ein Kind!" Ich lauschte meinen Worten nach... bekommt ein Kind. Das klang wie eine Wortneuschöpfung, als hätte das ein anderer gesagt. Schnell fragte ich: „Hast du das in der Zeitung gelesen?"
„Von den Ballons? Ja, hab ich. Die lassen die Dinger nicht einmal so aufsteigen, daß wir sie abschießen können. Machen schon zehn Kilometer hinter der Grenze schlapp. Für unsere Flugzeuge kaum erreichbar."
Dieter wurde an das Flugzeug gerufen.
Der Absturz war also nicht zu verhindern gewesen!
„Du mußt schon entschuldigen, wir sind ordentlich im Druck!" Dieter schmunzelte. „Ich nehme an, ihr seid euch da ganz sicher?"
„Inge hat es mir gestern selbst gesagt."
„Moment mal, ich denke du warst gestern krank?"
Er soll es wissen: Ich war gestern bei ihr. Was hatte ich zu Kleinert gesagt? Und dem Doktor, was hatte ich dem erzählt? Aber Dieter soll es

wissen. Und dann, und dann weiter? Was soll ich zu Kuhlmann, zu Sanders sagen, ich werde ins Straucheln kommen.
Ich lüge und muß sie dabei ansehen.
Ich wußte, Dieter erwartete eine Erklärung. Daß er mich einmal, noch auf der Schule, während einer Parteiversammlung ‚anschoß', wie ich es nannte, konnte ich nicht verstehen: „Nimmt kameradschaftliche Hinweise nicht ernst, schlechte Lerndisziplin."

Damals dachte ich: Worauf hast du dich da eingelassen? Der Mann ist dir ja vollkommen fremd. Ich war ihm tagelang aus dem Weg gegangen.

„Der Hölzer, der hat dich entschuldigt. Aber dem Stabschef oder dem Arzt mußt du doch heute was erzählt haben?" Dieter zeichnete Dreiecke und Kreise in den Sand. Dreiecke und Kreise. Man kann das Problem drehen, wie man will, die Entschuldigung bleibt erlogen. Natürlich wird der Ballonabsturz untersucht. Man wird auch auf Unterleutnant Lindner stoßen. Es wird alles ans Licht kommen. Niemand wird verstehen, warum ich Hals über Kopf nach Schönborn gefahren bin. Es wird eine Parteiversammlung geben. Manche werden dann eine tolle Bettgeschichte wittern. ‚Moral, sozialistische Moral. Ja, ja, die jungen Genossen... Hölzer hat ihn entschuldigt... du kennst ihn doch. Mit Absicht hat er's getan, wegen der anderen, versteht ihr, für seine Kette.'

„Du kennst ja den Vorschlag zur Auszeichnung." Dieter hatte den Kopf in die Hände gestützt, er schien mit seinen Gedanken weit fort zu sein.

„Versteh doch, mir ist es egal. Aber wir haben doch alle gewühlt, mehr als die andern. Hat es bisher einen Versager bei uns gegeben? Du kannst ruhig überlegen, hat es nicht! Ich sehe schon das Unwetter der Erziehungsmaßnahmen. Erst die Böenwalze, die das Untere nach oben kehrt, dann Blitz und Donnerschlag. Wer auf dem verwüsteten Gelände zurückbleibt, das kannst du dir denken. Komme mit einem Zipfel ins Räderwerk einer solchen Auswertung hinein, es wird alles durch den Wolf gedreht. Kein Hund nimmt dann ein Stück Brot von mir."

„Du solltest in Ruhe überlegen. Was ereiferst du dich?", unterbrach mich Dieter. „Noch ist nichts verloren, oder?"

„Nichts verloren? Unseren Vorgesetzten wird man den Auszeichnungsvorschlag unter die Nase halten, ihnen von höchster Stelle die totale Fehleinschätzung der Kette Hölzer schriftlich bescheinigen. Beispiel des Nur-Fliegertums. Vom vielen Aufstehen in den Versammlungen werden uns die Knie schmerzen. Wenn du mich ausklammerst, sage mir, wer hat das verdient? Hölzer, unsere Mechaniker oder Sanders oder gar Kuhlmann?"
Mir war elend zumute nach dieser Rede.
Auf dem Abstellplatz heulte ein Triebwerk auf. Dieter sah zur Uhr.
„Das hat alles mit Ehrlichkeit zu tun, Charaktersache!"
Ehrlichkeit! An der Fliegerschule wurde jede Gelegenheit genutzt, uns dazu zu erziehen. Übungsflüge, ohne Fluglehrer. Hunderte Kilometer vom Flugplatz entfernt. Selbständiges Beurteilen der Flüge, ein kleiner Betrug war möglich, wäre unentdeckt geblieben.
Lange vor der fliegerischen Ausbildung wurden die Charaktereigenschaften des Jagdfliegers geformt: es ging um Verantwortungsbewußtsein, um Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Der alte „Trottyl", unser Taktiklehrer, nannte das in einer seiner ersten Stunden deutlich beim Namen: „Die unmittelbare Auswirkung eines Betruges während einer Klausur ist relativ unschädlich, reizt aber zur Wiederholung, so wie es eine Ziege zum einmal geschleckten Salz zieht. Dann wird es ernst, denn Ehrlichkeit gehört zum Jagdflieger, wie die Tragfläche zum Flugzeug. Stellen Sie sich doch folgendes vor: Sie sind allein in der Luft, möglicherweise ohne Verbindung zur Bodenstation. Da taucht ein Bomber auf, bewaffnet. Wenn Sie angreifen, wäre es durchaus möglich, daß Sie abgeschossen werden. Sie kurven ganz einfach ab und melden, das Ziel nicht erkannt zu haben. Später steht dann über einer Stadt ein Atompilz!"
Mit dem Atompilz hatte er sein Beispiel beendet und war unmittelbar zum Thema der Stunde übergegangen. Zu dieser Zeit wußten wir noch wenig von der Jagdfliegerei, und wenig von Kernexplosionen. Ihre Auswirkungen erfaßten wir sachlich mit dem Verstand und mit den Fingern in Tabellenspalten.
Später haben wir gelernt, wie man Kernwaffenträger bekämpft. Theoretisch und dann praktisch in der Hitze der hermetisierten Flugzeugkabine. Da waren der blaue hohe Himmel und die bizarre Wolkendecke uninteressant. Die Entscheidung über Angriff oder Abkurven wäre eindeutig gewesen, ohne Zögern, weil Unehrlichkeit nicht einmal als Gedanke, geschweige als Versuchung existierte. Aber wem nutzt das jetzt im zu entscheidenden Fall? Ich bin kein impotentes Elektronengehirn mit Lochstreifen und Kontaktstellen! Informationen lösen bei mir weder Stromstöße noch Steuerimpulse aus, sondern wirken vor allem auf mein Gefühl, belasten und lenken meine Gedanken, machen mir die Hände feucht und lassen die Knie weich werden.

„Der Orden wird dir wie ein Mühlstein am Hals hängen. Ich kenne dich, Karl-Heinz", sagte Dieter. „Es wäre auch zu einfach, wenn ich die Sache ans Licht brächte, ich als Mitglied der Parteileitung, sozusagen. Du selbst mußt das wieder in Ordnung bringen."

Diesen Auszug entnahmen wir der gleichnamigen Erzählung, die kürzlich im Verlag Neues Leben erschien. Der 1939 geborene Autor, ehemaliger Flugzeugführer, Fluglehrer und Navigator, schrieb ein Stück Geschichte der Luftstreitkräfte Mitte der sechziger Jahre.



TECHNIK-PORTRÄT

Bereits in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg begann in der Sowjetunion die Entwicklung neuer Rad-SPW. Die leistungsstarke LKW-Produktion erleichterte und beschleunigte den Bau dieser neuen Gefechtsfahrzeuge. Es waren dies die aus den beiden bewährten Kfz.-Typen ZIL-151 und GAZ-63 entstandenen SPW 152 und 40. Diese Schützenpanzer genügten den damaligen militärischen Erfordernissen vollauf.

Die Herausbildung neuer Kampfmethoden stellte bald höhere Anforderungen an die Beweglichkeit, die Schutzeigenschaften und die Geländegängigkeit der SPWs. So gingen die sowjetischen Konstrukteure daran, eine neue Generation von Schützenpanzern zu schaffen – die Baureihe 60 P. Während der Grundtyp, der Achtrad-SPW 60 P (russ. BTR 60 P), noch mit offenem Kampfraum konzipiert war, erhielt der Nachfolgetyp 60 PA (siehe Abbildung) bereits einen hermetisch abgedichteten und mit einer Filterventilationsanlage versehenen Kampfraum. Damit entspricht dieser SPW weitgehend den Bedingungen des modernen Krieges.

Wie bei anderen schwimmfähigen SPWs ist der pontonförmige Aufbau das Grundelement der Konstruktion. Im vorderen Teil befindet sich der Fahrerraum, dahinter liegt der Kampfraum. Im hinteren Teil, dem Motorraum, liegen die Antriebsaggregate. Die Bordbewaffnung besteht aus einem sMG, das in einer Halterung am vorderen Fahrzeugdach angebracht ist.

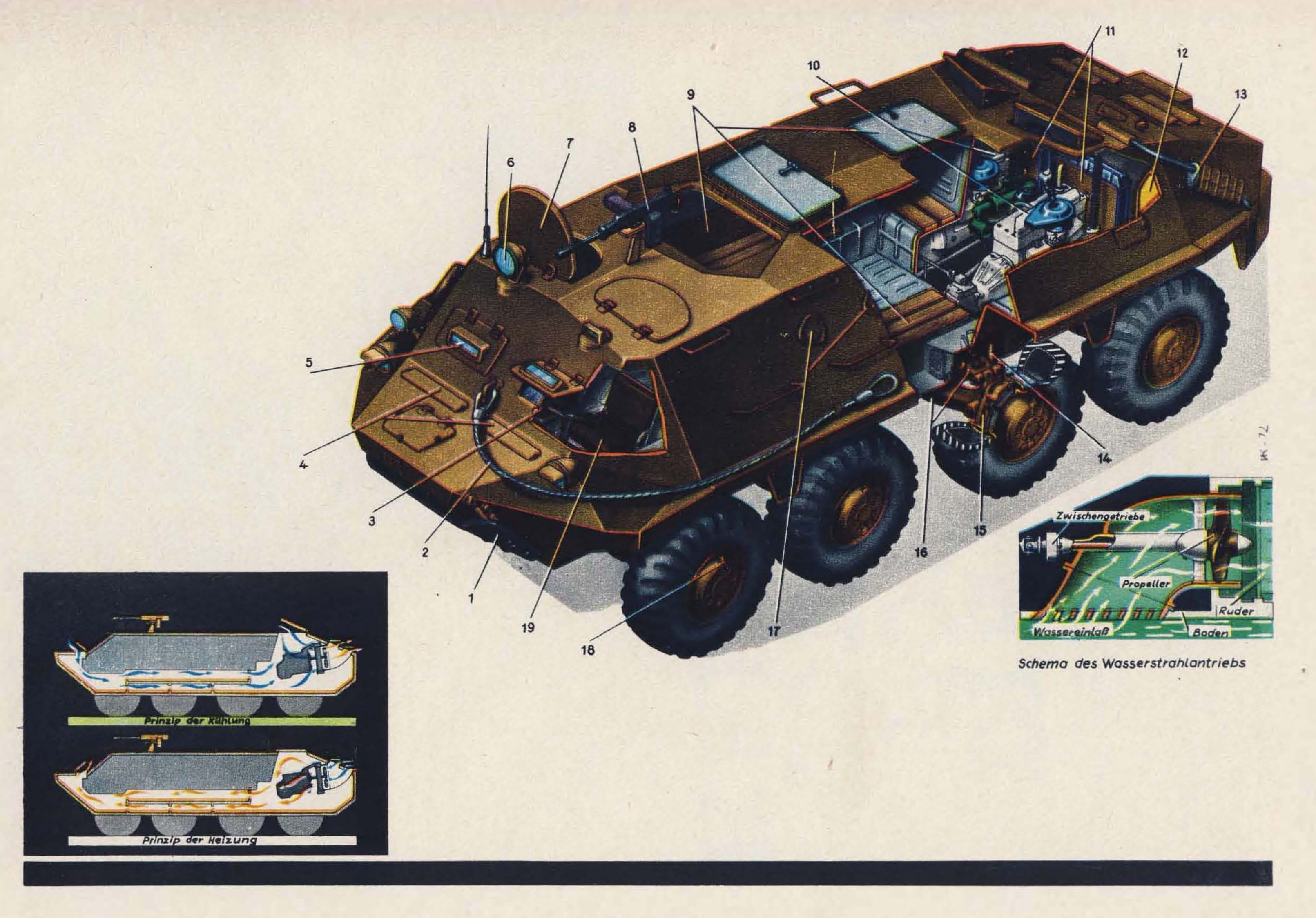
Besondere Merkmale des SPW 60 PA sind: Einzelradaufhängung an Drehstäben; zwei Motoren, jeder für zwei Achsen; die völlige Einbeziehung des Fahrwerks in die Wanne; die geschützte Anordnung des Wasserstrahlantriebs.

Für die Temperaturregelung im Innern des SPWs sorgt eine einfache, aber wirkungsvolle Heiz- und Kühlanlage (siehe Schema). Bei Kälte wird die Luft von Ventilatoren durch die Kühler der Motoren gesaugt. Nach ihrer Erwärmung wird sie unter den Boden des Kampfraumes geleitet und nach vorn durch zwei Luftklappen in den Fahrerraum gepreßt. In der warmen Jahreszeit wird zur Kühlung Luft durch zwei Klappen am Bug unter den Boden des Kampfraumes geleitet und im Motorraum durch die Ventilationsanlage gedrückt.

Im Zuge der Weiterentwicklung der Baureihe 60 P entstand der SPW 60 PB mit Drehturm, der den sowjetischen und den mot. Schützeneinheiten anderer sozialistischer Armeen seit Jahren zur Verfügung steht.

1 – Wellenabweiser
2 – Schleppseil
3 – Platz des Kommandanten
4 – Lüftungsklappen
5 – Beobachtungsluken mit Triplexblöcken
6 – Infrarot-Scheinwerfer
7 – Einstiegsluke des Kommandanten
8 – sMG
9 – Luken und Sitze der mot. Schützen
10 – Motoren
11 – Kühler
12 – Treibstoffbehälter
13 – Auspuffanlage
14 – hydraulische Stoßdämpfer
15 – Bremszylinder
16 – Aufhängung
17 – Schießluken der mot. Schützen
18 – Radabsperrventil
19 – Fahrersitz

SCHÜTZENPANZER 60 PA


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Zwischengetriebe
Propeller
Ruder
Boden
Wassereinlaß
Schema des Wasserstrahlantriebs
Prinzip der Kühlung
Prinzip der Heizung

Ba Trieu, 23jährige Bäuerin aus Thanh Hoa,
zog an der Spitze von mehreren tausend Partisanen
auf einem Elefanten in die Schlacht
gegen die chinesischen Feudalherren.
Das war vor über 1 700 Jahren.
Noch heute ist Ba Trieu
für das vietnamesische Volk ein Symbol
des Widerstandes gegen fremde Unterdrückung,
auch für Nguyen Thi Hong:

DIE ROSE VON HAIPHONG

Ein Mädchen mit langen schwarzen Zöpfen. Auf dem Kopf die Mütze mit dem fünfzackigen Stern, unter der sanftgrünen Jacke blitzt der Kragen einer blütenweißen Bluse. Kragenspiegel, Schulterstücke – ihr Dienstgrad: Unteroffizier. Sie ist 1,53 m groß, wiegt 52 kg. Am 22. Dezember 1972 wurde sie 22 Jahre alt. Ihr Name: Nguyen Thi Hong. Hong, das heißt „Rose". Der Geburtsort des Mädchens: Haiphong. „Die Rose von Haiphong." Sie, ihre



vier Freundinnen (mit den schwer auszusprechenden Namen Ha Thi Xien, Nguyen Thi Van, Ngo Thi Chan und Pham Thi Ngoan) und weitere Soldaten und Offiziere folgten einer Einladung ihrer Waffenbrüder aus der NVA und kamen nach Leipzig zum ASK, um sich auf die Meisterschaften der befreundeten Armeen im Schießen vorzubereiten. Sie kamen, um von Freunden zu lernen...
Eine lange Reise lag hinter ihnen: Hanoi – Peking – Ulan-Bator – Moskau – Warschau – Berlin.
Mit dem Zug. 14 Tage. „Die Zeit zwischen Ankunft und Abreise wird für uns alle immer eine Zeit der großen Erlebnisse und schönen Erinnerungen sein", erzählten die Mädchen mit den immer lachenden Augen, in denen beim Abschied auf dem Berliner Ostbahnhof die Tränen standen.
Große Erlebnisse – schöne Erinnerungen. Zum Beispiel an die Jungen Pioniere aus den Leipziger Schulen, die den vietnamesischen Gästen Blumen und kleine Geschenke brachten. Die von ihrer „Solidarität der kleinen Beträge", den Altstoff- und Papiersammlungen, von der Solidarität an ihren Wandzeitungen und



in ihren Aufsätzen berichteten.
Erinnerungen an das gemeinsame Training mit den Schützen des ASK, an Christian Dühring, Dieter Schmidt, Gerhard Feller, an Henry Körner. Das Training war der Hauptpunkt des Tagesprogramms, auf dem außerdem noch Früh- und Freizeitsport, Studium und Seminare, Exkursionen und Begegnungen standen.
Der 24jährige Nguyen Van Tam wird sich sicher noch an

den Waffenmeister des ASK erinnern, auch wenn er seinen Namen nicht mehr weiß. Wie dieser ihm aber geholfen hat bei der Instandsetzung seiner Pistole – das neueste Modell war es nicht –, daran wird er wohl auch jetzt noch manchmal denken. Woran das Mädchen Van jetzt, im Frühjahr 1973, denken mag, wenn sie den Namen DDR hört in ihrer Heimat, wissen wir nicht genau. An den Fotografen vielleicht, von dem sie wissen wollte, wieviel Kinder er hat? Sie selbst hat neun Geschwister, von denen die meisten in einem kleinen Dorf im Norden Vietnams leben. Ihr jüngerer Bruder ist gleichfalls Soldat. Er hat das Dorf verlassen, wo die Eltern zusammen mit 400 Familien in der Genossenschaft Mais, Süßkartoffeln und Reis ernten. Die Armee hat Bac thai, eine Industriestadt mit den größten Hochöfen Vietnams, zu seiner neuen Heimat gemacht. –

Die Pistolenschützen, das kann man annehmen, werden sich sicher den einen oder anderen großen Namen gemerkt haben, mit dem sie beim Internationalen Schnellfeuertag Bekanntschaft machten: Olympiasieger Zapedzki (VR Polen), Europameister Falta (ČSSR), Bakalow und Dr. Suleimanow aus der UdSSR. Von Freunden lernen, war auch hier die Devise...

Und woran wird sich Xien erinnern? Sie ging mit 16 Jahren von ihren Eltern weg und den Geschwistern, ging aus ihrem Dorf bei Dien Bien Phu, weil „wir nicht zu Hause bleiben können und zuschauen in diesem grausamen Krieg. Das geht einfach nicht."

Sie ging zur Armee und arbeitete als Telefonistin. Und als ihre Dienstzeit um war, blieb sie freiwillig länger. Vielleicht erinnert sie sich an die Reise nach Suhl, wo sie und die anderen so tapfer gegen den kalten Wind gefroren haben. Major Borchert zeigte ihnen die



neue Schießanlage, auf der gerade internationale Wettkämpfe stattfanden. Beim Schießen auf Wurftauben und laufende Keiler gab es staunende Gesichter: Das hatten die Gäste aus dem fernen Land noch nicht gesehen. Wenn Xien auch Telefonistin ist, so hat sie doch gelernt, mit der Waffe umzugehen. An das Waffenmuseum mit seinen reichverzierten mittelalterlichen Pistolen wird sie sich deshalb wohl erinnern, und daran, daß sie dort eine alte Bekannte traf, die von den anderen Soldaten mit Zustimmung und Kopfnicken begrüßt wurde: die Maschinenpistole Kalaschnikow. Sacht, beinahe zärtlich strichen die Hände der vietnamesischen Mädchen über das blanke Metall...

Zurück nach Leipzig zum ASK. Zu einem Mann, der den gewöhnlichen Namen Schmidt trägt. Vorname: Alf. Dienstgrad: Unteroffizier. Dienststellung (während des Aufenthalts der vietnamesischen Gäste): Chefbetreuer. Er sorgte für den planmäßigen Tagesablauf, war beim Frühsport und beim Essen dabei, schaffte zusätzlich Zucker heran, denn vier, fünf Löffel mußten schon rein in eine Tasse Tee, vermittelte den Sauna-Besuch, begleitete die „Ausgänger" beim Stadtbummel. In seinem vom vielen Benutzen bald abgegriffenen Notizbuch stand eine Menge vietnamesischer Vokabeln, die er fortwährend auswendig lernte. Die Liste reichte von chao (Guten Tag) über xin moi (bitte) und kam on (Dankeschön) bis zu yen (Liebe). Nachdenkliche, ernste Gesichter sah man oft zwischen 18.30 und 19.30 Uhr, wenn sie die Sendung von Radio Hanoi verfolgten: Nachrichten, Kommentare und Berichte informierten über das Geschehen in der fernen und doch so nahen Heimat, Musik aus Vietnam ertönte. Hong, die „Rose von Haiphong", hat dabei vielleicht an die Zeit gedacht, in der sie einem Ensemble der Volksarmee angehörte, als Tänzerin und Sängerin. Daran, wie sie als Soldat der Befreiungsarmee für die Soldaten der Befreiungsarmee sang und spielte. Soldaten für Soldaten. So war es auch in Leipzig beim ASK.



Nguyen Thi Hong – die Rose von Haiphong

Dort, wo wir von Major Baltrusch hörten: „Solche Gäste hatten wir noch nie!" Wo Oberstleutnant Hoang Le sagte: „Wir fühlen uns hier so wie zu Hause!" Wo die Mädchen mit ihren hellen und klaren Stimmen das Lied vom Onkel Ho Chi Minh sangen, der „immer bei uns auf dem Marsch ist." Und wo wir zum Abschied das Wort „Tam biet" – „Auf Wiedersehen!" hörten.

Rudi Hempel

Der Trick von Scotland Yard

Fortsetzung von Seite 57

Gesetz, und ich fühle mich nur den Gesetzen meiner Heimat gegenüber verantwortlich. Stellen Sie mich vor ein irisches Gericht! Dort will ich mich allen Strafen unterwerfen. Wie würden Sie sich als Engländer fühlen, wenn Ihr einziges Verbrechen darin bestünde, daß Sie sich um England mehr als um Irland gekümmert hätten? Schuld an der unglücklichen Lage meiner Heimat haben die konservativen Politiker, die es jetzt darauf anlegen, Irland zu spalten. Sie organisieren bewaffnete Banden, die die rechtmäßigen Organe an ihrer Arbeit hindern und die Nordirland von meiner Heimat abspalten wollen. Wenn sich die Kräfte des Volkes dagegen wehren, so ist das kein Verbrechen."

Der Ankläger hatte sich während dieser Erklärung des irischen Patrioten erhoben und demonstrativ den Saal verlassen. Der oberste britische Richter verkündete anschließend das Todesurteil gegen Sir Roger Casement. In vielen Ländern erhoben sich Proteste. Georg Bernard Shaw, Sir Arthur Conan Doyle – der geistige Vater von Sherlock Holmes –, viele andere und selbst US-Präsident Wilson forderten entweder eine Aufhebung des Urteils oder zumindest eine Begnadigung von Casement.

Es war vergebens. Eine Berufung Casements wurde als „unbegründet" zurückgewiesen. Die letzte Möglichkeit, das Oberhaus anzurufen, wurde von Sir Frederick, dem ehemaligen Bandenführer und weiland Erstem Kronanwalt, vereitelt. Am 3. August 1916 wurde Sir Roger Casement im Londoner Pentonville Prison hingerichtet. Seinen Leichnam verscharrten die Henkersknechte, wie es das Gesetz vorschrieb, im Hof des Zuchthauses. Einen Tag später wurde ein Beschluß veröffentlicht, der Casement die Ritterwürde aberkannte.

*

Reichlich fünf Jahre später mußte das mächtige Großbritannien dem kleinen Irland die Selbständigkeit gewähren, wobei aber die industriell entwickelte nordirische Provinz Ulster unter englischer Herrschaft verblieb. Die Gegensätze zwischen arm und reich haben sich in Nordirland seither ständig verschärft. Heute versuchen die britischen Imperialisten im Bunde mit den nordirischen Industrie- und Grundstücksmagnaten die daraus resultierenden ständigen Unruhen mit blutigem Terror zu unterdrücken. Um die Weltöffentlichkeit zu täuschen, werden die Klassenwidersprüche als angeblich religiöse Gegensätze getarnt. In früheren Jahrhunderten war das Bekenntnis zum Katholizismus in Irland zugleich Protest gegen die Fremdherrschaft der anglikanischen Briten. Heute diskriminieren die Herrschenden die katholische Minderheit, und sie trachten danach, die Arbeiterklasse zu spalten und Religionsstreit in ihren Reihen zu entfachen.

Auch der Fall Casement war 1916 keinesfalls abgeschlossen. Die Fälschungen durch Scotland Yard blieben über Jahrzehnte im Kreuzfeuer der Kritik. Die Verwandten und Freunde Casements und später auch die irische Regierung forderten, die sterblichen Überreste des Patrioten von Pentonville auf die Grüne Insel zu überführen. 49 Jahre lang wurden alle Bitten abgelehnt. Erst im Februar 1965 hatten diese Bemühungen Erfolg. Die Leiche von Roger Casement durfte nach Irland gebracht werden. In einem feierlichen Staatsakt erwies die Republik Irland ihrem toten Patrioten alle Ehren, die sie zu vergeben hatte.

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 5307 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2 26 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Fotosatz: Interdruck, Leipzig · Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 15. 12. 1972

Fotos: Uhlenhut (17), S. 14, 15, 16, 17, 39, 48, 49, 50, 51; Gebauer (12), S. 4, 5, 6, 7, 8; Geb./Uhlenhut (3), S. 38, Titel; Pawelec (2), S. 13, 63; DEFA/Kroise (1), S. 23; Syndoman (11), S. 24, 25, 26, 27, 28, 29; ZB (8), S. 32, 33, 34, 35, 80, 81; Stolpman (1), S. 36, 37, 38; Arnold (1), S. 39; Tluste (1), S. 39; MBD (1), S. 40; Archiv (11), S. 41, 43, 44, 45, 46, 47, 64, 65; MFZ/Tessmer (2), S. 40; MBD/Walzel (1), S. 41; Lugs/MV (4), S. 43; Friedrich (5), S. 66, 67, 69, 70, 71; Lachmann (1), S. 68; Schlage (1), S. 69; Bersch (5), S. 90, 91, 92, 93; Leher (1), Rücktitel.

Gemustertes

von Paul Klimpke



„Stab!"

„Boden-Luft!"

„A"!

„So, jetzt stimmt's!"



31 036

Vom Rostocker Schlagerfestival zur quirligen Wäscherin im Kessel Buntes:

Wencke Myhre